

# Aus Politik und Zeitgeschichte

Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament

Rainer Brämer/Ulrich Heublein

## Studenten in der Wende?

Versuch einer deutsch-deutschen Typologie vor der Vereinigung

Antonia Grunenberg

## Das Ende der Macht ist der Anfang der Literatur. Zum Streit um die SchriftstellerInnen in der DDR

Alexander von Bormann

## Lodern oder lottern?

Vom möglichen Ende des pathetischen Tons  
in der Nach-DDR-Literatur

B 44/90

26. Oktober 1990

Rainer Brämer, Dr. rer. nat., Diplom-Physiker, geb. 1943; Wissenschaftlicher Mitarbeiter der Forschungsgruppe DDR am Fachbereich Erziehungswissenschaften und Lehrbeauftragter für Bildungs- und Wissenschaftssoziologie an der Universität Marburg.

Veröffentlichungen u. a.: Anspruch und Wirklichkeit sozialistischer Bildung — Beiträge zur Soziologie des Bildungswesens in der DDR, Marburg 1983; (zusammen mit Georg Nolte) Die heile Welt der Wissenschaft — Zur Empirie des „Typischen Naturwissenschaftlers“, Marburg 1983; (Hrsg.) Im Osten nichts Neues? Naturwissenschaft und Technik in der DDR, in: Wechselwirkung, (1985)25; zahlreiche Aufsätze zur Soziologie des Bildungswesens in der DDR.

Ulrich Heublein, Dr. phil., Diplom-Journalist, geb. 1958; Wissenschaftlicher Mitarbeiter der Abteilung Studentenforschung am Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig.

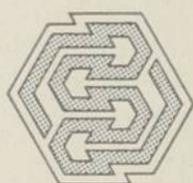
Veröffentlichungen u. a.: Individualisierung und optimale Gestaltung von Studienanforderungen, in: Leistungsentwicklung im Studium, Leipzig 1989; Leistungsorientierte Persönlichkeitsentwicklung im Studium, in: 7. Lehrbrief Soziologie für das Hochschulfernstudium, Leipzig 1989; Forschungsberichte zu den Themen nationale Stereotype, soziale Lagen von jungen Wissenschaftlern, kulturelles Verhalten von Studenten.

Antonia Grunenberg, Dr. phil.; Privatdozentin an der RWTH Aachen und Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Forschungsstelle Osteuropa der Universität Bremen; gegenwärtig Fellow am Wissenschaftszentrum Nordrhein-Westfalen (Kulturwissenschaftliches Institut).

Veröffentlichungen u. a.: Bürger und Revolutionär. Georg Lukács 1918—1928, Köln 1976; Aufbruch der inneren Mauer. Politik und Kultur in der DDR 1971—1990, Bremen 1990; zahlreiche Buchherausgaben, Zeitschriftenaufsätze und Drehbücher zur Kulturgeschichte der Weimarer Republik und der DDR.

Alexander von Bormann, Dr. phil., geb. 1936; Studium der Germanistik, Philosophie, klass. Philologie in Tübingen, Göttingen und Berlin; seit 1971 Lehrstuhl für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität von Amsterdam.

Veröffentlichungen u. a.: Natura loquitur. Naturpoesie und emblematische Formel bei Joseph von Eichendorff, Tübingen 1968; zahlreiche Beiträge zur Literatur des 16. bis 20. Jahrhunderts.



ISSN 0479-611 X

Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung, Berliner Freiheit 7, 5300 Bonn 1.

Redaktion: Rüdiger Thomas (verantwortlich), Dr. Heinz Ulrich Brinkmann, Dr. Ludwig Watzal, Dr. Klaus W. Wippermann.

Die Vertriebsabteilung der Wochenzeitung DAS PARLAMENT, Fleischstraße 62—65, 5500 Trier, Tel. 06 51/46 04 186, nimmt entgegen

- Nachforderungen der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“;
- Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung DAS PARLAMENT einschließlich Beilage zum Preis von DM 14,40 vierteljährlich, Jahresvorzugspreis DM 52,80 einschließlich Mehrwertsteuer; Kündigung drei Wochen vor Ablauf des Berechnungszeitraumes;
- Bestellungen von Sammelmappen für die Beilage zum Preis von DM 6,50 zuzüglich Verpackungskosten, Portokosten und Mehrwertsteuer;
- Die beiden Bände des Jahrgangs 1989 sind nur noch begrenzt vorrätig und können zum Preis von DM 25,— (einschl. Mehrwertsteuer) zuzügl. Versandkosten bestellt werden.

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung des Herausgebers dar; sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

Für Unterrichtszwecke können Kopien in Klassensatzstärke hergestellt werden.

## Studenten in der Wende?

Versuch einer deutsch-deutschen Typologie vor der Vereinigung

### I. STUDENT 90: Junge Intelligenz im Umbruch der Werte

Noch ein halbes Jahr nach der Wende, im Frühjahr 1990, stand die studentische Jugend der DDR ebenso wie die der Bundesrepublik der neuen nationalen Perspektive mehr oder weniger reserviert gegenüber. Auf ihre „Verbundenheit“ mit dem jeweils anderen deutschen Staat befragt, mochten sich hüben wie drüben nur 10 % der Studierenden „stark“ oder „sehr stark“ dazu bekennen, knapp die Hälfte besetzte diesen Indikator ausdrücklich negativ (Tabelle 1). Mit dem jeweils eigenen deutschen Teilstaat dagegen fühlten sich in der Bundesrepublik 41 %, in der DDR sogar 60 % stark verbunden. Eine ähnlich große Quote von DDR-Studenten

(57 %) befürwortete dementsprechend auch einen deutsch-deutschen Annäherungsprozeß, in dem die staatliche Eigenständigkeit der DDR gewahrt worden wäre (Vertragsgemeinschaft oder Konföderation). Noch größer war der Prozentsatz derjenigen, die grundlegende sozialpolitische Strukturen der DDR erhalten sehen wollten, allen voran den gesicherten Ausbildungsplatz (94 %), die Beibehaltung der Fristenlösung beim Schwangerschaftsabbruch (88 % ohne nennenswerte Geschlechterunterschiede), ein kostenloses Studium (86 %) und, unerwartet zweitrangig, die Vollbeschäftigung (67 %).

**Tabelle 1: Deutsch-deutsche Verbundenheit**

<i>Wie stark identifizieren sich Studierende mit ihrem eigenen Staat?</i>		
	sehr stark/stark	schwach/gar nicht
DDR-Studierende 1989	68 %	4 %
DDR-Studierende 1990	60 %	9 %
BRD-Studierende 1990	41 %	16 %
<i>Wie stark identifizieren sich Studierende mit dem jeweils anderen deutschen Staat?</i>		
	sehr stark/stark	schwach/gar nicht
DDR-Studierende 1989	10 %	44 %
DDR-Studierende 1990	10 %	43 %
BRD-Studierende 1990	10 %	49 %

Auf der anderen Seite läßt sich für den akademischen Nachwuchs der DDR im Vergleich mit der Situation vor der Wende zum Teil auch eine deutliche Umorientierung auf westliche Perspektiven und Werte feststellen. So sank von Anfang 1989 bis Anfang 1990 die selbsterklärte Verbundenheit mit der Sowjetunion von 31 % auf 6 %<sup>1)</sup>, die ebenfalls in beiden Jahren abgefragte Zuversicht im Hinblick auf den Erfolg der sowjetischen Perestroika nahm sogar von 68 % auf 16 % ab. Demgegenüber stieg der Anteil derjenigen, die die Beziehungen zwischen den europäischen Staaten optimistisch beurteilen, von 41 % auf 69 %.

<sup>1)</sup> Einen identischen Wert findet man auch, wenn man bundesdeutsche Studierende nach ihrer Verbundenheit mit der westlichen Führungsmacht fragt.

Greifbarer noch wird der wendeinspirierte Orientierungswandel von Ost nach West anhand jener Wertindikatoren, deren Besetzung in der Bundesrepublik gelegentlich Wahlen entscheiden kann. Mit einem breiten Spektrum möglicher Lebensziele konfrontiert, klassifizierten im Frühjahr 1990 45 % der DDR-Befragten das Ziel „viel Geld verdienen“ mit „sehr wichtig“ und „wichtig“ – im Gegensatz zu nur 28 % ein Jahr zuvor. Unter den männlichen Studierenden stieg diese Quote sogar von 29 % auf 51 %. Damit hat sich der Anteil derjenigen, die (nicht zuletzt sich selbst) offen einen gewissen pekuniären Materialismus zugestehen, in der DDR in kurzer Zeit um mehr als die Hälfte über den offenbar in beiden deutschen Staaten üblichen Normalwert von knapp 30 % vergrößert (Tabelle 2).

**Tabelle 2: Materielle Orientierung**

<i>Für wie relevant halten Studierende das Ziel „sehr gut verdienen, zu viel Geld kommen“?</i>		
	sehr wichtig/wichtig	kaum/überhaupt nicht wichtig
DDR-Studierende 1989	28 %	32 %
DDR-Studierende 1990	45 %	18 %
BRD-Studierende 1990	28 %	35 %

<i>Wie stark streben Sie das Ziel „gut verdienen“ im zukünftigen Berufsleben an?</i>		
	sehr stark/stark	schwach/gar nicht
DDR-Studierende 1990	77 %	6 %
BRD-Studierende 1990	50 %	18 %

Ähnliche Veränderungen finden sich auch beim Lebensziel „einen hohen materiellen Wohlstand erreichen“, das nunmehr von 44 % der DDR-Studenten gegenüber 36 % im Jahre 1989 (und 24 % in der Bundesrepublik) für wichtig gehalten wird. Noch eindeutiger sind die Zahlen, wenn man die Geldfrage etwas behutsamer formuliert. So belegt die Ambition „gut zu verdienen“ unter 11 zur Auswahl gestellten Berufszielen bei DDR-Studierenden mit einer Zustimmungsquote von 77 % den dritten Platz, unter ihren bundesdeutschen Kommilitonen mit nur 50 % Zustimmung dagegen erst Platz sechs.

Wie immer man diese (real-)materialistische Wendung der DDR-Studentenschaft interpretieren mag<sup>2)</sup> – ob als Reflex auf eine plötzlich unsicher gewordene Zukunft, als verständliche Folge eines lang angestauten Konsumdefizits, als Kompensation weitgehender ideeller Werteverluste oder als schlichte Desorientierung infolge westlich inspirierter Wahlkampfparolen<sup>3)</sup> –, in jedem Fall läßt sich ein gewisser Widerspruch zwischen der fast schon demonstrativen politischen Reserve gegenüber der bundesrepublikanischen Gesellschaft und der überproportionalen Hinwendung zu einem ihrer legitimatorischen Grundpfeiler nicht übersehen. Man kann nun diesen Widerspruch aus bundesdeutscher Sicht mit Häme zur Kenntnis nehmen und nur noch genüßlich darauf warten, wie das im Frühjahr noch zu Protokoll gegebene DDR-Bewußtsein der „sozialistischen Kaderreserve“ von der inzwischen erfolgten DM-Invasion zermahlen wird. Wem indes umgekehrt der übergangslose Abschied der DDR-Bevölkerung von 40 Jahren kollektiver Geschichte und individuellem Schicksal, die totale Verdrän-

gung dessen, was dort von den Betroffenen ja auch selber gedacht und gemacht wurde, zunehmend unheimlich erscheint, der wird sich vielleicht lieber mit solcherart offenen Widersprüchen als mit einer allzu glatten Wendementalität konfrontiert sehen wollen.

Denn die hektische Vereinigung der beiden deutschen Staaten deckt mit dem von ihr produzierten Anpassungsdruck und den damit verbundenen Bergen von Unsicherheit und Angst viele Probleme des Umbruchs zu, die in Wirklichkeit keineswegs gelöst sind und uns mit Sicherheit noch langfristig beschäftigen werden. Diese Probleme liegen nicht nur, wie man derzeit immerhin zu bemerken beginnt, auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet, sondern auch im Bereich geistig-kultureller Orientierungen und Wertvorstellungen. Daß sie gerade bei der jungen Hochschulintelligenz so offen zu Tage treten, ist kein Zufall.

Sie nämlich hatte im Zuge der Abnabelung von der SED-Bevormundung und verstärkt in der ersten Phase des Umbruchs gerade erst eine gewisse eigenständige politische Identität gewonnen<sup>4)</sup>, die sie nun offenbar nicht umstandslos aufzugeben bereit ist. Der Prozeß der sukzessiven politischen Verselbständigung der DDR-Studentenschaft ist in den empirischen Datensammlungen des Leipziger Zentralinstituts für Jugendforschung im Detail dokumentiert, zuletzt in der partiell bereits die Grenzen des damals Erlaubten tangierenden Repräsentativerhebung „STUDENT 89“ vom Frühjahr letzten Jahres.

Hieran hat sich in den Monaten März bis Mai dieses Jahres eine weitere Querschnittstudie STUDENT 90 angeschlossen, deren Fragebogen kurzfristig und in modifizierter Form auch in der Bundesrepublik eingesetzt worden sind. Auf diese

<sup>2)</sup> Bei alledem bleibt offen, in welchem Maße die differierenden Antwortquoten unter anderem auch von einer unterschiedlichen bzw. veränderten gesellschaftlichen Norm oder Bereitschaft zur Artikulation des Geldmotivs geprägt sind.

<sup>3)</sup> Darüber hinaus sind eine Fülle weiterer Erklärungen denkbar, wobei im übrigen zu berücksichtigen ist, daß die DDR-Studentenschaft ihre eigenen wirtschaftlichen Perspektiven und die ihres Landes (realistischerweise) sehr viel pessimistischer beurteilt als ihr West-Pendant.

<sup>4)</sup> Zu den politischen Orientierungen und Umorientierungen der Studierenden in beiden deutschen Staaten siehe ausführlicher Ulrich Heublein/Rainer Brämer, Studenten im Abseits der Vereinigung. Erste Befunde zur politischen Identität von Studierenden im deutsch-deutschen Umbruch, in: Deutschland Archiv, 23 (1990) 9, S. 1397–1410.

Weise ist STUDENT 90 zur ersten gesamtdeutschen Vergleichsstudie von Lebenseinstellungen und -bedingungen im akademischen Bereich avanciert, aus der im übrigen auch die eingangs zitierten Daten stammen. Zwar konnte infolge der nur kurzen Vorbereitungszeit in einer sich fast täglich verändernden politischen Situation keine hundertprozentige Repräsentativität der befragten Stichproben realisiert werden. Doch gibt es andererseits keine wesentlichen Gründe dafür, die Antworten der insgesamt 572 bundesdeutschen und 1462 DDR-Befragten für unrepräsentativ zu halten, zumal ihre Fächer- und Geschlechterverteilung – sowie in der DDR auch die Verteilung auf insgesamt neun Studienorte<sup>5)</sup> – in etwa den jeweils durchschnittlichen Gegebenheiten entspricht.

Den Initiatoren der Vergleichsstudie ging es neben der Klärung methodischer Fragen des deutsch-deutschen Vergleichs ursprünglich in erster Linie um den Versuch einer Dokumentation wesentlicher Unterschiede und Gemeinsamkeiten der studentischen Kulturen in beiden deutschen Staaten. Im Zuge der sich verändernden politischen Verhältnisse sowie der fortschreitenden Datenauswertung tritt jedoch immer mehr das Interesse in den Vordergrund, die für die geistige Situation in einem geeinten Deutschland an Bedeutung nicht zu unterschätzende Auseinandersetzung der DDR-Intelligenz mit dem ihr aufgezwungenen Orientierungs-

wandel am Beispiel des studentischen Nachwuchses in seiner objektiven wie subjektiven Dialektik zu erfassen und zu verstehen. Dabei spielen neben den bereits an anderer Stelle skizzierten politischen Einstellungen der Befragten<sup>6)</sup> vor allem grundsätzliche Wertvorstellungen und kulturelle Orientierungen eine Rolle. In welchem Maße sich innerhalb der akademischen DDR-Jugend nicht nur Anpassungsprozesse vollziehen, sondern im Widerstreit von Beharrung und Aufbruch auch eigenständige geistig-kulturelle Orientierungs- und Verhaltensmuster herausbilden, das dürfte vor allem auch für den damit in nächster Zeit konfrontierten bundesdeutschen Intelligenznachwuchs eine nicht unwichtige Frage sein.

Angesichts dieser Fragestellung spielen die in der westdeutschen Parallelerhebung gewonnenen Einsichten lediglich die Rolle einer spezifischen Interpretationsfolie, die den Wandel der DDR-Orientierungen in ihrer Spezifik auszuleuchten hilft. Überdies ist einschränkend darauf hinzuweisen, daß wir uns angesichts unserer geringen personellen Auswertungskapazitäten einstweilen auf die Interpretation der statistischen Grundausswertung beschränken mußten. Die zweifellos ebenfalls sehr interessanten Fächer- und Geschlechterdifferenzierungen müssen bis auf wenige Hinweise ebenso wie weitergehende statistische Analysen späteren Veröffentlichungen vorbehalten bleiben.

## II. Soziales Engagement: Aus der Not eine Tugend?

Wenn in den letzten Monaten von Intellektuellen hüben und drüben immer wieder die Frage nach dem „Bewahrenswerten“ der DDR-Gesellschaft gestellt wurde, so betrafen die Antworten hierauf in erster Linie den Bereich des Sozialen in all seinen Dimensionen – von den sozialpolitischen Leistungen des Staates bis zum konkreten sozialen Umgang der Menschen miteinander. Vor allem der informelle Kontakt mit Freunden zeichnete sich aus hiesiger Sicht durch ein relativ hohes Maß an sozialer Sensibilität, Dichte und Fürsorglichkeit aus, die gelegentlich die Frage provozierte, ob da in der DDR womöglich tatsächlich ein „neuer sozialistischer Mensch“ entstanden sei.

Auch in STUDENT 90 zeichnen sich die Befragten aus der DDR durchgängig durch eine stärkere Zustimmung zu den per Fragebogen präsentierten sozialen Werthaltungen aus als ihre westlichen Kom-

militoninnen und Kommilitonen (Tabelle 3). Bei der Bewertung dieser Ergebnisse ist freilich zu berücksichtigen, daß sich hierin weitgehend Selbstanprüche dokumentieren, die überdies in der Vergangenheit ideologisch stark überfrachtet waren. Diese Überfrachtung spiegelt sich nicht zuletzt in manchen allzu moralisierend-suggestiven Frageformulierungen, die wir aus Gründen der Vergleichbarkeit aus früheren Erhebungen übernommen haben. Von daher ließen sich manche der in Tabelle 3 dokumentierten deutsch-deutschen Unterschiede unter Umständen allein schon mit stärkeren westlichen Aversionen gegenüber „sozialem Schmus“ erklären.

Daß dies nicht ganz so sein kann, machen einige charakteristische Differenzierungen deutlich. So findet die Suggestivformel „den Menschen gegenüber einfühlsam, verständnisvoll, aber keineswegs

<sup>5)</sup> In der Bundesrepublik konnten in der Kürze der Zeit mit Marburg und Siegen nur zwei Hochschulstandorte in die Untersuchung einbezogen werden.

<sup>6)</sup> Siehe Anm. 4, ähnlich auch Ulrich Heublein/Rainer Brämer, Studenten im Abseits?, in: päd extra/demokratische erziehung, 3 (1990) 9, S. 6–13.

**Tabelle 3: Soziale Orientierung**

<i>„Den Menschen gegenüber einfühlsam, verständnisvoll, aber keineswegs unkritisch sein“</i>		
	sehr wichtig/wichtig	kaum/überhaupt nicht wichtig
DDR-Studierende 1989	95 %	0 %
DDR-Studierende 1990	94 %	1 %
BRD-Studierende 1990	88 %	1 %
<i>„Unaufgefordert anderen Hilfe und Unterstützung gewähren“</i>		
	sehr wichtig/wichtig	kaum/überhaupt nicht wichtig
DDR-Studierende 1989	91 %	1 %
DDR-Studierende 1990	82 %	5 %
BRD-Studierende 1990	70 %	6 %
<i>„Sich für die sozial Benachteiligten in der Gesellschaft einsetzen“</i>		
	sehr stark/stark	schwach/überhaupt nicht
DDR-Studierende 1990	54 %	16 %
BRD-Studierende 1990	42 %	30 %
<i>„Für andere da sein, auch wenn ich auf vieles verzichten muß“</i>		
	sehr wichtig/wichtig	kaum/überhaupt nicht
DDR-Studierende 1989	80 %	2 %
DDR-Studierende 1990	71 %	9 %
BRD-Studierende 1990	37 %	21 %

unkritisch sein“ trotz der ihr offenkundig innewohnenden pädagogischen Intentionen eine erstaunlich allseitige Zustimmung von um die 90%. Umgekehrt öffnet sich die Schere zwischen den Beteiligten aus Ost und West erst dann nachhaltig, wenn die soziale Zuwendung ausdrücklich mit Einschränkung und Verzicht auf eigener Seite in Verbindung gebracht wird. Erhält gar das suggerierte soziale Engagement (wie etwa in der Formel von der sozialen Benachteiligung) einen leicht politischen Akzent, sinkt auch unter DDR-Studierenden die Zustimmung rapide, ohne daß indes die grundsätzliche Differenz zum hiesigen Niveau (selbstzugeschriebener) sozialer Aspiration verschwindet.

Diese durchaus ernstzunehmende ost-westliche Differenz läßt sich auf verschiedene Weise erklären. Zum einen war das Postulat kollektiver Solidarität (insbesondere allerdings mit den Ausgebeuteten und Unterdrückten anderer Länder) 40 Jahre lang ein Kernelement sozialistischer Ideologie und Propaganda. Demnach könnte man Tabelle 3 nicht zuletzt als einen einschlägigen Beleg für den Erfolg sozialistischer Erziehung heranziehen. Die Gegeninterpretation hierzu deutet die größere Dichte sozialer Beziehungen in der DDR als notwendiges Korrelat der allseitigen Besetzung der Öffentlichkeit durch den zentralistischen Staat. Die öffentliche Unterwerfung jedes Intelligenzangehörigen unter die Bekenntnisgebote und Direktiven von oben

hat danach hinter den mehrheitlich mitgetragenen öffentlichen Inszenierungen im Gegenzug ein enges informelles Geflecht entstehen lassen – weniger vermutlich als Hort kollektiven Widerstandes als vielmehr als Medium funktionaler Korrekturen und psychologischer Entlastung. Insofern hätte also die DDR-Intelligenz mit der Entfaltung eines sozial reichen und sensiblen Privatlebens gewissermaßen aus der Not kollektivistischer Programmatik eine mehr oder weniger untergründige Tugend gemacht.

Eine dritte Interpretation stützt sich auf die Vermutung eines Zusammenhangs zwischen wirtschaftlichem Reichtum und sozialer Vereinzelung, wie sie insbesondere durch die Veränderung der gesellschaftlichen Rollen und Umgangsformen der Individuen in den letzten vier Jahrzehnten bundesrepublikanischer Geschichte bestätigt zu werden scheint. Zweifellos ist die ökonomisch bedingte Individualisierung der Lebenszusammenhänge in der DDR bei weitem nicht so vorangeschritten wie in der Bundesrepublik. Das gilt sowohl für die Produktions- wie für die Konsumformen. Notgedrungenweise war deshalb auf den einzelnen Ebenen dieser Gesellschaft soziale Nähe leichter gegeben, und das nicht nur in der Ideologie, sondern auch in der alltäglichen Praxis.

Hierzu paßt es, daß unverändert fast drei Viertel des DDR-Intelligenznachwuchses auf eine berufli-

**Tabelle 4: Bedeutung von Familie und Kindern**

„Eine Familie mit zwei oder mehreren Kindern haben“		
	sehr wichtig/wichtig	kaum/überhaupt nicht wichtig
DDR-Studierende 1989	81 %	10 %
DDR-Studierende 1990	76 %	12 %
„Eine Familie mit einem oder mehreren Kindern haben“		
	sehr wichtig/wichtig	kaum/überhaupt nicht wichtig
BRD-Studierende 1990	55 %	25 %

che Tätigkeit hofft, die „enge persönliche Kontakte zu den Kollegen“ ermöglicht. Zwei Drittel erwarten darüber hinaus auch von ihren Lebenspartnern, daß sie „zu vielen anderen gern engen Kontakt halten“<sup>7)</sup>. Allerdings erwecken diese stark bejahten Statements auch den Eindruck, daß sich der selbst-zugeschriebene Gemeinschaftssinn der Betroffenen womöglich stark auf das persönliche Umfeld beschränkt.

Beides, die These von der informellen Entlastungsgemeinschaft ebenso wie die vom Entsolidarisierungseffekt prosperierender Ökonomien, fordert die Prognose heraus, daß mit dem Zerfall des alten Herrschaftssystems und dem Einbruch westlicher Freiheiten und Wirtschaftsformen das hohe Niveau sozialer Verbindlichkeitsansprüche tendenziell in Richtung auf westliche Verhältnisse abgebaut wird. Tatsächlich weist Tabelle 3 in drei von vier Indikatoren einen Zustimmungsverlust von rund 10 % innerhalb eines Jahres auf. Diese bei ähnlichen Fragen zum Teil noch größere Schwundquote erschüttert die These vom Erfolg der Kollektiverziehung insofern, als grundlegende innere Handlungsdispositionen, auf deren Aufbau Erziehung ja bekanntlich zielt, jedenfalls nicht so rasch abgebaut werden sollten, insbesondere wenn sich die Betroffenen nach wie vor in einem akademischen Schonraum befinden. Der relative Bedeutungsverlust sozialer Wertorientierungen, habe er nur im Bekenntnisüberbau oder auch in der Wirklichkeit stattgefunden, muß also primär mit den veränderten Lebensbedingungen, dem Systemzerfall, den Bedrohungen und Verlockungen des ökonomischen Umbruchs zusammenhängen.

Da ein Ende dieser gesellschaftlichen Veränderungen einstweilen noch nicht abzusehen ist, dürfte sich die Bereitschaft der DDR-Studierenden zu sozialem Engagement einstweilen eher noch weiter verringern — es sei denn, der ökonomische Druck auf den studentischen Nachwuchs nimmt derart zu,

<sup>7)</sup> Hierzu existieren im bundesdeutschen Fragebogen leider keine vergleichbaren Items. Dafür weist der Vergleich mit den DDR-Daten von STUDENT 89 eine relative Konstanz derartiger Erwartungen aus.

daß ein gegenteiliger Effekt eintritt. In diesem Falle könnte dann auch die bislang dokumentierte politische Handlungsbereitschaft, die speziell hinsichtlich der studentischen Interessenvertretung weit höher als in der Bundesrepublik liegt, greifen — ein Prozeß, der für die akademische Jugend der DDR eine ähnliche Bedeutung erlangen könnte wie die 68er-Bewegung für die Studenten in der Bundesrepublik.

Die gegenteilige Entwicklung ist freilich auch schon angelegt: der völlige Rückzug ins Privatleben. Bereits jetzt gibt es in der DDR mehr als doppelt so viel Verheiratete (8 %) unter unseren Befragten als in der Bundesrepublik (3 %), und auch der Anteil der unverbrieften Lebensgemeinschaften liegt dort höher (18 % gegenüber 15 %). Ähnlich ist es bei der Kinderzahl: Hier haben 5 % der von uns befragten DDR-Studierenden mittleren Semesters bereits ein und 1 % sogar mehr als ein Kind gegenüber 2 % und 0 % in der Bundesrepublik. Dabei fällt zusätzlich ins Gewicht, daß die DDR-Befragten im Schnitt erheblich jünger sind als ihre westdeutschen Kommilitoninnen und Kommilitonen, in vergleichbar höheren Jahren aber noch erheblich stärker familiär gebunden sind<sup>8)</sup>. Hieraus wird deutlich, in welchem Maße privatistische Auswege aus kritischen Umbruch-Situationen bereits vorgeprägt sind.

Dementsprechend schreiben Studierende aus der DDR der Gründung einer Familie mit Kindern eine wesentlich größere Bedeutung zu als diejenigen aus der Bundesrepublik (Tabelle 4). Noch höher steht in der DDR-Werthierarchie der Wunsch, „einen treuen Partner zu haben“. Leider liegen hierzu keine bundesdeutschen Vergleichsdaten vor; aber die Zahlen sprechen für sich, wenn 1990 wie 1989

<sup>8)</sup> Gegen Ende ihres Studiums ist ein Viertel bis die Hälfte der DDR-Studentenschaft ehelich gebunden. Dieser Umstand ist allerdings nicht etwa nur einer höheren Sozialität, sondern auch einer Reihe objektiver Bedingungen geschuldet, wie z. B. den mit der Heirat verbesserten Chancen auf eine Wohnung, den Maßnahmen zur Unterstützung junger Ehen, der besseren Einflußnahme auf die Wahl des künftigen Arbeitsortes u. a. m.

96 % der DDR-Studierenden dieses Ziel für wichtig und 82 % sogar für sehr wichtig halten. Darüber hinaus meinen 90 %, daß eigene Kinder von großer Bedeutung für ihr Leben sind, und 74 % sehen ohne Kinder sogar ihr Lebensglück in Gefahr.

Der auch im Westen seit längerem bekannte und in diesen Zahlen nur noch einmal bestätigte Hang zum Rückzug in die Nische privaten Glücks war bislang

sicherlich nicht zuletzt eine Reaktion auf die Beschneidung anderer wesentlicher Handlungs- und Entfaltungsspielräume gerade dieses Teils der DDR-Jugend. Inwieweit man hieraus schließen kann, daß eine übergroße Orientierung auf das Private auch in Zukunft einer politischen Emanzipation der Studierenden entgegensteht, läßt sich anhand reiner Befragungsdaten allerdings nicht entscheiden.

### III. Individuelle Ambitionen: Konkurrenz neuen Typus?

Wie immer man die in STUDENT 90 dokumentierte höhere Bereitschaft zu sozialen Kontakten und Bindungen, zu sozialer Einfühlsamkeit und Hilfsbereitschaft auch deuten mag: In jedem Fall stellt sich aus der Sicht einer in höchstem Maße auf die Erzeugung und Befriedigung individueller Konsumbedürfnisse abgestellten Gesellschaft wie der der Bundesrepublik an dieser Stelle die Frage, ob die relativ hochentwickelte soziale Sensibilität der DDR-Bürger womöglich mit einem Verlust an Individualität, Selbstverwirklichungsanspruch bzw. Genaußfähigkeit verbunden ist. Oder auf unsere studentischen Untersuchungsobjekte bezogen: Entsprechen ihren hohen sozialen gleichrangige individuelle Ambitionen, oder geht die Entfaltung des einzelnen gewissermaßen im kollektiven Über-Ich unter?

Ein wichtiger Indikator für die Beantwortung dieser Frage ist zweifellos das (deklarierte) Selbstständigkeitsstreben der Befragten. Die hierzu in STUDENT 90 gestellten Fragen geben überraschenderweise keine nennenswerten Unterschiede zwischen DDR- und BRD-Jungintelligenz zu erkennen. So wird das Prinzip „Mein Leben vollständig selbständig und eigenverantwortlich gestalten“ hüben wie drüben von einer übergroßen studentischen Mehrheit als wichtig (DDR 84 %, BRD 85 %) und nur von einer verschwindenden Minderheit als unwichtig angesehen (DDR und BRD jeweils 3 %)<sup>9)</sup>. Auch die unbedingte Wahrung einer eigenen Auffassung („nicht von dem abbringen lassen, was ich selbst für richtig halte“) wird beiderseitig relativ hoch besetzt (DDR 71 %, BRD 73 %)<sup>10)</sup>.

<sup>9)</sup> Lediglich die Geschlechterdifferenzierung weist einen bemerkenswerten Unterschied aus: Während in der Bundesrepublik Studentinnen das Selbstständigkeitspostulat um rund 10 % stärker besetzen als Studenten (92 % bzw. 81 %), gilt für die DDR gerade das Umgekehrte (80 % bzw. 89 %).

<sup>10)</sup> Bei diesmal nur unwesentlicher Geschlechterdifferenz. Im übrigen gibt die Mehrheit der insgesamt sechs Selbstständigkeitsindikatoren im Vergleich von 1989 und 1990 einen leichten Relevanzzuwachs dieses Lebensprinzips auf seiten der DDR-Studierenden zu erkennen.

Die Eigenständigkeit des Individuums ist also für DDR-Studierende trotz (oder wegen) der bis vor kurzem von allen Seiten ausgeübten Anpassungszwänge ein unbestrittener Wert. Ob das allerdings schon die Ausprägung ichstarker Individuen garantiert, steht dahin. Zu Zweifel hieran geben jedenfalls jene Fragebogenpassagen Anlaß, in denen das Anerkennungsbedürfnis des einzelnen abgefragt wird (Tabelle 5).

So messen Studierende aus der DDR dem Wunsch „von anderen hochgeachtet sein“ einen doppelt so hohen Stellenwert zu wie ihre Kommilitoninnen und Kommilitonen aus der Bundesrepublik: Hält dort mit 70 % die große Mehrheit der Befragten die Anerkennung durch andere für wichtig, so ist es hier nur eine Minderheit von 34 %. Ähnlich drastische Differenzen kennzeichnen die Bewertung des Ziels „bei anderen Autorität besitzen“, das in der DDR von 57 % für wichtig und nur von 12 % für unwichtig gehalten wird, während es bundesdeutsche Studierende eher für unwichtig (38 %) als für wichtig (25 %) erachten. Zwar lassen diese wie einige andere Indikatoren für das selbst zugestandene Anerkennungsbedürfnis<sup>11)</sup> bei DDR-Studenten seit 1989 eine leicht sinkende Relevanz erkennen. Dennoch bleiben die Ost-West-Unterschiede in diesem Punkt eklatant.

Wenn man nicht von vornherein die bundesdeutsche Merkmalsausprägung für das Maß aller Dinge hält, läßt sich auch dieser Befund durchaus unterschiedlich bewerten. Folgt man dem bislang entwickelten Gedankengang, so erklärt das starke Angewiesensein des DDR-Intelligenznachwuchses auf Anerkennung zwar dessen hohe soziale Ambitionen (und umgekehrt), läßt sich aber gleichwohl auch als Zeichen einer gewissen Ichschwäche inter-

<sup>11)</sup> Der einzige Indikator, der keine nennenswerte Besetzungsdifferenz im zeitlichen wie im BRD-DDR-Vergleich aufweist, ist der Wunsch, „auf andere Eindruck zu machen“ (Relevanzquote DDR 20 %, BRD 19 %). Offenbar wird in dieser Formulierung die Implikation einer gewissen Ichschwäche zu deutlich.

**Tabelle 5: Studentisches Anerkennungsbedürfnis***„Von anderen hochgeachtet sein“*

	sehr wichtig/wichtig	kaum/überhaupt nicht wichtig
DDR-Studierende 1989	71 %	5 %
DDR-Studierende 1990	70 %	8 %
BRD-Studierende 1990	34 %	24 %

*„Bei anderen Autorität besitzen“*

	sehr wichtig/wichtig	kaum/überhaupt nicht wichtig
DDR-Studierende 1989	64 %	9 %
DDR-Studierende 1990	57 %	12 %
BRD-Studierende 1990	25 %	38 %

*„Anerkannter Fachmann im Beruf werden“*

	sehr wichtig/wichtig	kaum/überhaupt nicht wichtig
DDR-Studierende 1989	87 %	4 %
DDR-Studierende 1990	90 %	0 %
BRD-Studierende 1990	71 %	9 %

pretieren. Trotz ausgeprägter Selbstständigkeitsmaxime wird der Wert der eigenen Person offenbar in hohem Maße von anderen abhängig gemacht, das Fremdbild bereitwillig ins Selbstbild übernommen<sup>12)</sup>. Als mögliche Ursachen hierfür ließen sich leicht der autoritäre Paternalismus sozialistischer Kaderherrschaft oder auch die durchgängige Diskrepanz zwischen öffentlichen und privaten Wertmaßstäben ausmachen, die dem einzelnen kaum eine Chance ließen, seinen eigenen Wert verbindlich festzumachen bzw. überhaupt zu erfahren.

Umgekehrt läßt sich das geringe Anerkennungsbedürfnis der bundesdeutschen Studierenden möglicherweise aber auch als Ausdruck einer sozial abgeschotteten Selbstverwirklichungsegozentrik, einer Unfähigkeit oder gar Angst, sich auf andere und deren Urteil über einen selber einzulassen, deuten. Was den geringen Stellenwert der Autorität im studentischen Selbstkonzept West betrifft, so spiegelt sich hierin aus dieser Sicht lediglich ein insgesamt aufgeklärteres Bewußtsein unserer Gesellschaft wider, demzufolge Unterordnungsbeziehungen sich zunehmend nur noch „sachlich“ legitimieren lassen. In diesem Falle müßte man das Bedürfnis nach gehobener Anerkennung statt im personal-autoritär hierarchisierten Sozialverhältnis in dessen funktionaler Variante, der (schein)objektivierten Kompetenzhierarchie, aufspüren.

In der Tat weist Tabelle 5 für das in diese Richtung gehende Lebensziel „anerkannter Fachmann im

Beruf werden“ auch auf seiten der westdeutschen Studierenden eine mehrheitliche Zustimmungsquote auf. Mit 71 % liegt sie in etwa in der Größenordnung des Bedürfnisses der DDR-Studentenschaft nach unmittelbarer Achtung und Autorität. Diese nun wiederum besetzt die Identifikationsfigur „Fachmann“ nochmals um 20 % höher, sucht also auch auf dem Feld sachlicher Beziehungen in erhöhtem Maße nach Anerkennung. Die Differenz zwischen den beiden deutschen Studentenschaften ist damit zwar nicht mehr so groß wie in den ersten Zeilen der Tabelle, und es fragt sich natürlich auch, ob die DDR-Popularität des Fachmannkonstrukts nicht teilweise auch eine verständliche Abwehrreaktion gegen das propagierte Parteilichkeitspostulat vergangener Zeiten darstellt<sup>13)</sup>. Dennoch muß die fast hundertprozentige Akzeptanz dieser tendenziell eher technokratischen Rollenzuweisung im sozialen Beziehungsfeld zu denken geben, findet hiermit doch die ohnehin schon bedenkliche Tendenz einer neuen, „sachlich“ begründeten Hierarchisierung unserer hochtechnisierten Gesellschaft in der neu hinzuwachsenden Intelligenz eine nachhaltige Verstärkung.

Allerdings wird man den Vorsatz, ein anerkannter Fachmann in seinem Beruf werden zu wollen, nicht

<sup>13)</sup> Das wird von den bislang nur oberflächlich gesichteten Antworten auf eine offene Frage nach den Fähigkeiten nahegelegt, über die nach Meinung der Studierenden „eine Persönlichkeit an führender Stelle der Gesellschaft verfügen“ sollte. Hier dominieren in der DDR-Erhebung in extremer Weise Forderungen nach Fachwissen, Sachverstand und inhaltlicher Kompetenz, während das Element irgendeiner „parteilichen“ Verpflichtung auf ein bestimmtes inhaltliches Anliegen fast gänzlich aus dem politischen Horizont des DDR-Intelligenznachwuchses verschwunden zu sein scheint.

**Tabelle 6: Leitungs- und Leistungsprinzip**

<i>„Eine leitende Funktion einnehmen“</i>		
	sehr stark/stark	schwach/überhaupt nicht
DDR-Studierende 1989	21 %	40 %
DDR-Studierende 1990	42 %	27 %
BRD-Studierende 1990	52 %	21 %
<i>„In fachlicher Hinsicht Überdurchschnittliches leisten“</i>		
	sehr stark/stark	schwach/überhaupt nicht
DDR-Studierende 1989	23 %	27 %
DDR-Studierende 1990	25 %	24 %
BRD-Studierende 1990	38 %	21 %

umstandslos als Wunsch nach einer sozial hervorgehobenen Stellung interpretieren können. Speziell in der DDR hatte der Expertenstatus mit seinen mehr oder weniger großen professionellen Freiräumen zweifellos auch eine soziale Abgrenzungs- und Schutzfunktion, indem er seinen Träger tendenziell von den mit vertikalen Apparatekarrieren verbundenen Anpassungszwängen entlastete. Dieses spezifische Karrieredilemma spiegelt sich nicht zuletzt in einem Indikator wieder, der in den letzten Jahren immer wieder in soziologischen Fragebögen aufgetaucht ist: in der Frage nach der Bereitschaft, „eine leitende Funktion einzunehmen“.

Vergleicht man zunächst nur die von STUDENT 90 hierzu bereitgestellten Daten (Tabelle 6), so ist der Aufstiegswille der Studierenden in der Bundesrepublik mit 52 % deutlich höher als in der DDR mit nur 42 % Leiterambitionen<sup>14)</sup>. Von daher ist also allein schon die Wahrscheinlichkeit, daß das Expertenideal West in Zusammenhang mit sozialen Aufstiegsambitionen steht, für die Bundesrepublik größer als für die DDR.

Tatsächlich läßt sich überdies zwischen dem Leitungs- und dem Fachmannindikator hüben eine deutlich positive, drüben aber eine schwach negative Korrelation (im Fächervergleich) nachweisen. Das berechtigt zu dem Schluß, daß das höhere Anerkennungsbedürfnis der studentischen DDR-Jugend jedenfalls nicht mit stärkeren Hierarchisierungsvorstellungen als bei uns verbunden ist.

Dieser Befund wird durch den historischen Vergleich allerdings ein wenig modifiziert. Bei ähnlicher Frageformulierung zeigten sich nämlich 1969 noch 49 % der DDR-Studierenden bereit, nach Studium und Einarbeitungszeit eine Leitertätigkeit auszuüben. 1979 war diese Quote auf 26 % und

<sup>14)</sup> Diese Differenz ist allerdings allein auf die höheren Karriereambitionen der bundesdeutschen Studenten zurückzuführen (59 % gegenüber 47 % DDR), während die Studentinnen sich auf diesem Gebiet hüben wie drüben gleichermaßen zurückhalten (BRD und DDR je 37 %).

1989 sogar auf 23 % gesunken. Im zunehmend erstarrten Honecker-Regime war es offenbar immer unattraktiver geworden, in die etablierten Führungsschichten aufzusteigen, der DDR-Intelligenznachwuchs kaprizierte sich bevorzugt auf das horizontal gegliederte Nischenfeld fachlicher Spezialisierung.

Trifft diese These zu, so sollte man annehmen, daß mit dem Zusammenbruch der alten Apparatehierarchie die Möglichkeiten persönlichen Aufstiegs relativ rasch wiederentdeckt werden. In der Tat hat sich die individuelle Aufstiegsbereitschaft in dem halben Jahr seit der Wende bereits verdoppelt (Tabelle 6). Der „Normalisierungsprozeß“ auf diesem Gebiet scheint also in vollem Gang zu sein. Nach Ausweis der historischen Daten endet er womöglich bei einem dem bundesdeutschen ähnlichen Niveau der Bereitschaft zur Übernahme von Führungspositionen.

Fungieren hier also doch bundesdeutsche Verhältnisse als letztes Maß und Ziel? Einstweilen suchen die mehr oder weniger unverändert hohen Bedürfnisse der DDR-Jungintelligenz nach Anerkennung ihre Befriedigung noch stärker in horizontaler statt in vertikaler Richtung. Aber die Tendenzen sind verwirrend, wie sich an weiteren Fragekonstellationen zum Thema „Ambitionen“ zeigen läßt.

So gehen Studierende aus der DDR offenbar weit aus zielbewußter an ihre Lebensgestaltung heran als diejenigen aus der Bundesrepublik. Das Prinzip „Aus meinem Leben etwas machen, mich nie treiben lassen“ jedenfalls sehen sie zu 84 % als wichtig an (1989: 86 %), während von den westdeutschen Befragten sich nur 52 % ausdrücklich hierzu bekennen<sup>15)</sup>. Ähnliches gilt auch für den Beruf: Jungaka-

<sup>15)</sup> Fast noch bemerkenswerter als die hierdurch dokumentierte hohe Strebsamkeit des DDR-Intelligenznachwuchses ist der Umstand, daß immerhin 13 % der westdeutschen Jungakademiker dieses Prinzip ausdrücklich für kaum oder für „überhaupt nicht wichtig“ halten, sich also offenbar in der Tat „treiben lassen“ wollen.

demiker aus der DDR wollen weit häufiger, nämlich zu 88 %, ihr „Leistungsvermögen voll ausnutzen“, während dieses Ziel von unseren Studenten nur zu 73 % befürwortet wird.

Andererseits werden diese Vorsätze in der DDR (vgl. Tabelle 6) nur zu 23 % dahingehend konkretisiert, daß die Befragten schon im Rahmen des Studiums „in fachlicher Hinsicht Überdurchschnittliches leisten wollen“ (BRD 38 %). Hier zeigt sich im Vergleich eine ähnliche Umkehr der Verhältnisse wie zwischen dem Experten- und dem Leistungsanspruch, wobei übrigens in beiden Erhebungen auffällt, daß die Bereitschaft, Überdurchschnittliches zu leisten, im Schnitt erheblich kleiner ist als diejenige, eine Leitungsfunktion auszuüben<sup>16</sup>). Auch was die intellektuellen Ambitionen betrifft, stehen die DDR-Studierenden deutlich zurück: „Den Dingen auf den Grund gehen, Erklärungen suchen“, erachten 74 % der in der DDR Befragten statt 82 % in der Bundesrepublik für wichtig; kreativ sein<sup>17</sup>) wollen in der DDR 76 % statt 81 % bei uns, in Hinblick auf den Beruf bekennen sich hierzu sogar nur 58 % der dortigen in Vergleich zu 71 % der hiesigen Studierenden.

Nun läßt sich für diese DDR-spezifische Reserve gegenüber besonderen beruflichen Ansprüchen ebenso leicht eine Erklärung finden wie für die geringe Neigung, Leiter werden zu wollen. Denn zweifellos war es in einer von einseitigen-ideologischen Denkmustern beherrschten DDR nicht immer opportun, „den Dingen auf den Grund zu gehen“, originelle Einfälle zu haben oder einfach nur Überdurchschnittliches leisten zu wollen, speziell

wenn Gegenstand und Ziel dieser Ambitionen nicht ausdrücklich von oben absegnet waren und/oder die Kaderbiografie schon im Detail vorgeplant war. Dementsprechend haben diese und ähnliche Indikatoren seit dem Sturz des SED-Regimes in der Regel einen mehr oder weniger signifikanten Zustimmungszuwachs erfahren — wenn auch nicht in dem Ausmaß wie das Ziel, eine Leitungsfunktion auszuüben.

Alles in allem läßt sich damit auf eine für das Zusammenwachsen von DDR- und BRD-Studentenschaft nicht unwichtige Frage, nämlich die nach ihrer potentiellen Karrierekonkurrenz, derzeit keine eindeutige Antwort geben. Sicher werden Studierende aus Ost und West künftig in hohem Maße um dieselben Arbeitsplätze und Aufstiegsmöglichkeiten konkurrieren. Aber wer dabei die größere Hartnäckigkeit beweist, ist einstweilen offen: Einerseits ist der Intelligenznachwuchs der DDR im Mittel weniger leistungs- und karriereambitioniert, auch wenn die Tendenz der letzten Monate in die von der Bundesrepublik vorgegebene Richtung weist; andererseits zeichnet er sich durch eine unverändert hohe Strebsamkeit und den Willen aus, im Beruf durch fachmännisch-solide Arbeit Anerkennung zu erwerben. Nimmt man noch die eingangs referierten finanziellen Wunschvorstellungen und die hochentwickelte soziale Sensibilität hinzu, so kann bundesdeutschen Karrierestudenten in der DDR-Nachwuchsentelligenz durchaus eine Konkurrenz von neuem Typus erwachsen, die sich den zur Zeit noch ungewohnten Marktgesetzen vermutlich rasch anpassen kann.

#### IV. Eine deutsch-deutsche Gemeinsamkeit: Genießen und Geselligkeit

Wenn diese Befunde womöglich dem bekannten Vorurteil von den „Arbeitsbienen“ aus der DDR Vorschub leisten, so machen die folgenden Daten deutlich, daß es auch für die DDR-Studierenden neben der zweifellos hochbewerteten Arbeit eine

Sehnsucht nach Abenteuer, Abwechslung, Lebensfreude und erfüllter Freizeit gibt.

Dabei läßt sich sogar mit Erstaunen registrieren, daß weder der gesteigerte soziale Existenzdruck noch bestehende ehrgeizige Ambitionen es vermochten, das Niveau hedonistischer Wertorientierungen der DDR-Studenten unter den hohen Pegel der bundesdeutschen Jungakademiker zu senken (Tabelle 7). Die Interpretation dieser auf Genuß bedachten Strebungen beider Studentenschaften ist zunächst insofern offen, da sich hinter ihnen sowohl ein Drang nach Luxus und dem Verfügen über reiche materielle Ressourcen als auch ein Bedachtsein auf geistige Bereicherung, auf mehr Erlebnisse und Erfahrungen verbergen könnte. Doch scheidet beim näheren Blick die erste Variante schon aus dem Grund aus, weil studentische Lebensbedingun-

<sup>16</sup>) In der bundesrepublikanischen Studie besteht (im Fächervergleich) immerhin noch eine sehr starke Korrelation zwischen Leitungs- und Leistungsbereitschaft in dem Sinne, daß beide Ziele — angefangen von den Philologen und Sozialwissenschaftlern über Mediziner, Naturwissenschaftler und Juristen bis zu den Technikern und Wirtschaftswissenschaftlern — zunehmend stärker bejaht werden (womit allerdings zugleich auch die Differenz von Leitungs- und Leistungsbereitschaft in derselben Rangfolge zunimmt). In der DDR sind dagegen beide Indikatoren unkorreliert, was auf unterschiedliche Grundmotive für Karriere- und Leistungsambitionen hindeutet.

<sup>17</sup>) DDR-Operationalisierung: „schöpferisch sein, Neues entdecken, etwas erfinden“.

**Tabelle 7: Hedonistische Wertorientierungen**

<i>„Ein Leben voller Abwechslung, Spannung und Abenteuer haben“</i>		
	sehr wichtig/wichtig	kaum/überhaupt nicht wichtig
DDR-Studierende 1989	58 %	10 %
DDR-Studierende 1990	54 %	11 %
BRD-Studierende 1990	52 %	13 %
<i>„Die Freuden des Lebens voll genießen“</i>		
	sehr wichtig/wichtig	kaum/überhaupt nicht wichtig
DDR-Studierende 1989	56 %	14 %
DDR-Studierende 1990	60 %	10 %
BRD-Studierende 1990	57 %	10 %
<i>„Auf nichts Angenehmes im Leben verzichten müssen“</i>		
	sehr wichtig/wichtig	kaum/überhaupt nicht wichtig
DDR-Studierende 1989	36 %	22 %
DDR-Studierende 1990	31 %	23 %
BRD-Studierende 1990	31 %	30 %

gen nur in den seltensten Fällen Verschwendung und luxuriösen Komfort möglich machen. Vielmehr scheint aufgrund dieser objektiven Lage eher umgekehrt ein bewußtes Bekenntnis zu einem einfachen Lebensstil Eingang in das Selbstverständnis studentischer Kultur gefunden zu haben. Damit wäre jedenfalls eine Erklärung dafür gegeben, warum die Frage, ob sie „auf nichts Angenehmes in ihrem Leben verzichten wollen“, beim akademischen Nachwuchs so vergleichsweise schlecht abschneidet. Sie hat etwas vom Ruch des Materiellen an sich, auf der Basis ihres Selbstverständnisses scheint ein Verzicht nicht allzu schwer zu fallen.

Logischerweise folgt daraus die Vermutung, daß sich die starken hedonistischen Motivationen der Studierenden in Ost wie West vorrangig durch eine immaterielle Dimension auszeichnen. Nachweisen läßt sich das zumindest für die DDR-Studentenschaft. Denn in der Tat sind es rund 80 % von ihnen, die „in der Freizeit etwas tun möchten, wo man sich selbst ausprobieren kann“, die eine Hobby-Betätigung anstreben, „in der man aufgeht und an der man Freude empfindet“.

Von daher kann es auch nicht verwundern, daß das Reisen solch eine große Rolle an den ostdeutschen Hochschulen spielt. 90 % der DDR-Studenten äußern in dieser Hinsicht ein starkes Bedürfnis. Gerade vor dem Hintergrund des mit 82 % ähnlich großen Interesses ihrer westdeutschen Kommilitonen wird deutlich, daß der Drang zu Reisen (nur 8 % der DDR-Studenten erklärten im Frühjahr dieses Jahres, während ihrer Ferien keinesfalls ins Ausland verreisen zu wollen) bei den jungen ostdeutschen Studierenden nicht ausschließlich als eine Kompensation ihrer jahrelang erzwungenen

Enthaltensamkeit von vielen Teilen Europas zu verstehen ist. Die Welt entdecken zu wollen, die Lebensweise anderer Völker kennenzulernen, in die Ferne zu reisen — das offenbart sich als ein wichtiges gemeinsames Moment der unterschiedlichen studentischen Kulturen.

Dieses Bedürfnis nach Abwechslung, Schönheit und Genuß stellt sich immer mehr als Widerpart zu der überanstrengten Ambitioniertheit vor allem der jungen Akademiker östlich der Elbe dar. Der Leistungsgedanke, früher durchaus auch im Freizeitbereich zuhause, scheint mit der Ausprägung anderer Ambitionen stärker aus diesem verdrängt worden zu sein. Denn ein Bemühen um „Anerkennung auf dem Hobby-Gebiet“ ist nur noch für ein Drittel der Studentenschaft der DDR in stärkerem Maße relevant, vor einem Jahr war es noch die Hälfte.

Dieses hedonistisch akzentuierte Konzept von Freizeit- und Lebensgestaltung steht nicht unbedingt im Widerspruch zur ausgeprägten sozialen Motivation der Studierenden, weil die Geselligkeit, das Zusammensein unter Freunden und Bekannten, einen ganz hohen Stellenrang in der studentischen Kultur wieder beider Teile Deutschlands einnimmt. Das Bedürfnis, sich mit Freunden in seiner Freizeit zu treffen, ist bei über 90 % der Studenten in Ost wie West stark ausgeprägt, zwei Drittel auf DDR-Seite sagen sogar von sich, „immer Menschen um sich haben, nie allein sein“ zu wollen.

So frappierend auch die Gemeinsamkeiten in den Bedürfnisstrukturen sind, die Wege und Mittel zu deren Befriedigung sind dann doch verschieden. Das beginnt schon mit dem Befund, daß bundesdeutsche Studenten mehr Zeit für solcherart gesel-

liges Beisammensein aufbringen. Deutlich über ein Drittel nimmt sich dafür durchschnittlich fast zwei Stunden am Tag, unter einer Stunde ist es gerade noch ein Viertel. Bei den Studierenden aus der DDR ist die Sachlage genau umgekehrt. Noch nicht einmal ein Fünftel hat dafür durchschnittlich fast zwei Stunden am Tag Zeit, über die Hälfte sogar weniger als eine Stunde. Die Ursachen sind letztlich in den bisher unterschiedlichen Studienbedingungen zu suchen: Fester Lehrplan, Internat als Hauptwohnform und beständige Seminargruppen durch alle Semester hindurch machen geselliges Beisammensein mit den Kommilitonen zu einer Art permanenter Nebenbeschäftigung.

Des Weiteren ist bei den bundesdeutschen Studierenden ein weitaus häufigerer Gaststättenbesuch zu konstatieren, auf durchschnittlich sieben Besuche in vier Wochen bringen sie es, die ostdeutschen kommen auf vier<sup>18)</sup>. In der DDR wird das aber ausgeglichen durch den Besuch von Studentenklubs, in denen sich die Studierenden durchschnittlich dreimal in vier Wochen aufhalten<sup>19)</sup>. Ohne schon mögliche Auswirkungen dieser etwas verschiedenen Orte studentischer Geselligkeit auf die Kommunikationsbeziehungen und -inhalte festmachen zu können, liefert ein solcher Befund einen ersten Hinweis auf unterschiedliche Formen kulturellen Verhaltens.

## V. Literatur als oppositionelles Refugium

Weitere Hinweise dafür sind im Bereich künstlerischer Ambitionen und Tätigkeiten zu entdecken. Auch hier gilt es zunächst, Gemeinsames zu konstatieren: Für beide Studentenschaften gehört die Kunst zu jenen unverzichtbaren Instrumenten, mit denen sie die Welt entdecken und ihren Erfahrungshorizont ausweiten.

Doch schon in der konkreten Interessenstruktur und im Kunstgebrauch selbst sind beträchtliche Unterschiede festzustellen. Einige davon macht Tabelle 8 deutlich. Wie bei vielen Wertorientierungen sind die Ambitionen des studentischen Nachwuchses in der DDR auch hinsichtlich kultureller Betätigungen nicht gerade gering. Hinzu kommt, daß fast zwei Drittel von ihnen starkes Interesse an dem Besuch von Galerien und Kunstausstellungen haben und daß für 94 % Musikhören, das von allen Freizeittätigkeiten den Spitzenplatz einnimmt, wichtig ist. Allerdings ist das Interesse an eigener künstlerisch-musischer Betätigung gesunken. Von einem Drittel auf fast die Hälfte der ostdeutschen Studierenden stieg der Anteil jener, die dem Versuch eigener künstlerischer Produktion gleich welcher Form und Qualität nichts abgewinnen können; so bleibt nicht viel mehr als ein Viertel von ihnen, die sich zu solchen Ansprüchen an die eigene Aktivität bekennen. Die Ursachen für ein solches Absinken werden nicht allein in der bisher geringen Wertschätzung musischer Fächer an den Schulen oder in dem — im Vergleich zu ihren westdeutschen Kommilitonen — allgemein weniger ausgeprägten Streben nach kreativen Leistungen zu suchen sein, sondern auch in der Umbruchsituation an den Hochschulen, die eher eine gewisse Konzentration auf politische als auf künstlerische Aktivitäten nahelegt.

Geradezu als Gegenstück erscheint dann, daß schon in der Interessenstruktur der Jungakademiker eine stärkere Rezeptionslastigkeit der studentischen DDR-Kultur zu verzeichnen ist. Diesem Vorziehen des „Kultur-Konsums“ gegenüber eigener „Kultur-Produktion“ entsprechen auch die Aktivitätsniveaus künstlerischer Tätigkeiten im deutsch-deutschen Vergleich. Vom Fotografieren bis hin zum Verfassen persönlicher Texte wie Gedichte, Briefe oder Tagebuch, überall erweisen sich die bundesdeutschen Studenten als regsamer. Die bemerkenswertesten Unterschiede sind beim Musizieren zu verzeichnen, hierin üben sich 42 % der westdeutschen Jungakademiker, aber nur 27 % der ostdeutschen, und bei der Beschäftigung mit persönlichen Texten, das ist 57 % der bundesdeutschen, aber nur 41 % der DDR-Studierenden zur Gewohnheit geworden<sup>20)</sup>.

Im Gegensatz dazu dominieren bei den DDR-Studierenden wieder kunstrezeptive Tätigkeiten. So gehen sie im vierwöchentlichen Durchschnitt zweimal ins Kino; innerhalb eines Vierteljahres gehen 60 % mindestens einmal ins Theater; Konzertbesuche sowohl mit klassischer als auch mit Rockmusik stehen im selben Zeitraum bei einem Drittel mindestens einmal auf dem Programm; und um Kunst-

<sup>18)</sup> Die Ursachen für den geringeren Gaststättenbesuch stehen natürlich im Zusammenhang mit dem generellen Mangel an Gaststätten bzw. der mangelnden Attraktivität vieler bestehender Lokale.

<sup>19)</sup> Studentenklubs sind von den Studenten selbstverwaltete Einrichtungen, die neben Getränken und Disco häufig auch Diskussionsrunden und weitere Veranstaltungen bieten.

<sup>20)</sup> Kaum Unterschiede liegen dagegen beim Fotografieren vor, es wird mehr oder minder stark von 58 % der Studentenschaft betrieben, beim Singen gibt es sogar mit 49 % zu 42 % eine leichte Mehrheit für die an ostdeutschen Universitäten Immatrikulierten.

**Tabelle 8: Künstlerische Interessen**

„Kunstwerke erleben und verstehen“		
	sehr wichtig/wichtig	kaum/überhaupt nicht wichtig
DDR-Studierende 1989	59 %	13 %
DDR-Studierende 1990	55 %	19 %
BRD-Studierende 1990	35 %	34 %
„Schögeistige Bücher lesen“		
	sehr gern/gerne	wenig/überhaupt nicht gern
DDR-Studierende 1989	80 %	8 %
DDR-Studierende 1990	74 %	12 %
BRD-Studierende 1990	48 %	27 %
„Mich selbst künstlerisch-musisch betätigen“		
	sehr wichtig/wichtig	kaum/überhaupt nicht wichtig
DDR-Studierende 1989	38 %	35 %
DDR-Studierende 1990	28 %	47 %
BRD-Studierende 1990	39 %	36 %

ausstellungen und Galerien machen innerhalb dieser drei Monate nur 40 % einen Bogen.

Schon aufgrund dieser Zahlen kann mit Sicherheit angenommen werden, daß das Mehr an Zeit, das die DDR-Studenten wöchentlich für geistig-kulturelle Betätigung aufwenden, vor allem für eine intensivere Kunstrezeption genutzt wird. Ein Drittel von ihnen erübrigt in der Woche mehr als fünf Stunden für Kunst (0 Stunden = 5 %), aber nur ein Fünftel der Bundesdeutschen kommt auf solch eine Stundenzahl (0 Stunden = 14 %). Den größten Anteil hat die hohe Leserate bei Belletristik. Seit Jahren schon ist sie relativ konstant, ein Studierender in der DDR liest im Durchschnitt in vier Wochen zwischen zwei und drei Büchern (genau 2,3). Fast ein Fünftel des studentischen Nachwuchses kommt sogar auf vier und mehr Bände.

Mit dieser Quote kommt dem Lesen von Belletristik innerhalb der hier gezeichneten Konturen studentischer DDR-Kultur ein besonderer Platz zu. So stehen in den Bücherborden ostdeutscher Studentenzimmer im 4. Semester immerhin durchschnittlich 125 Bände Belletristik, in westdeutschen Regalen dagegen nur 77. Die kulturelle Betätigung von bundesdeutschen Studierenden wird stärker durch Eigenaktivität geprägt<sup>21)</sup>.

<sup>21)</sup> Auch könnte sich ihre Freizeit weitaus mehr durch die Benutzung medialer und anderer technischer Kulturgüter auszeichnen. Der Vergleich mit den DDR-Studenten – selbst wenn diese im letzten Jahr etwas aufgeholt haben – offenbart für die bundesdeutschen Studierenden beachtlichen Ausstattungsgrad: Schon im vierten Semester besitzen 72 % eine Stereoanlage (DDR 31 %), 45 % einen eigenen Farbfernseher (DDR 5 %), 11 % ein Videogerät (DDR 0 %), 52 % einen eigenen Pkw (DDR 11 %), 34 % einen

Das hohe Leseinteresse der DDR-Studierenden kann nicht nur auf hedonistische oder Bildungsgründe zurückgehen, wie ein Blick auf die Inhalte der Lektüre zeigt. Bei der Studie STUDENT 89 wurde den Studenten an den ostdeutschen Hochschulen die Frage vorgelegt, welches literarische Werk sie in letzter Zeit am stärksten beeindruckt hat.

Das Spektrum ist beachtlich, von einseitiger oder gar anspruchsloser Lesekost kann wahrlich nicht die Rede sein. Autoren einer allein auf Spannungs- und Unterhaltungseffekte bedachten Literatur scheinen bei den Studenten keinen guten Absatz zu haben. Auch bei Beachtung des zum damaligen Zeitpunkt aktuellen Buchangebots, das sich natürlich in den Angaben widerspiegelt, zeigen sich einige bemerkenswerte Tendenzen<sup>22)</sup>. Auffallend ist, daß neben großen Autoren des 20. Jahrhunderts wie Remarque, Hesse und Stefan Zweig jene Schriftsteller an der Spitze standen, die sich in ihren Werken kritisch mit dem Sozialismus oder gar der DDR auseinandersetzen. Allein ein Fünftel der Studierenden nannte Bücher, die primär eine solche Geisteshaltung offenbaren. Namen wie Tschingis Aitmatow,

Heimcomputer (DDR 6 %) und 56 % ein Musikinstrument (DDR 44 %). Im Durchschnitt hat jeder von ihnen 57 Schallplatten (DDR 36) und 43 Tonbandcassetten (DDR 25). Bei Lehr- und Fachbüchern besteht dagegen ein ungefährer Gleichstand, 39 Lehrbücher sind im zweiten Studienjahr im Besitz westdeutscher und 37 im Besitz ostdeutscher Studierender.

<sup>22)</sup> Auf diese Tendenzen kann freilich hier nur ganz grob eingegangen werden, Geschlechts- und Fachspezifik wie auch weiter ablesbare Eigenheiten des Literaturkonsums der DDR-Studenten müssen ausgespart bleiben.

Stefan Heym oder Volker Braun wurden besonders häufig genannt. Auch viele weitere von den jungen Akademikern aufgeführte Bücher enthalten kritische gesellschaftliche Analysen, neue Weltentwürfe, Auseinandersetzungen mit geistiger Entmündigung und einer erstarrten, inhaltsleeren Ästhetik der Macht. In ihrer Tendenz sind die meisten Bücher, die von den Studenten als wichtig bewertet wurden, auf eine Verteidigung des Individuums und seiner „condition humaine“ gegen den Zugriff antihumaner Interessen und Kräfte gerichtet.

Ihre Wirkung auf die junge Intelligenz kann daher letztlich nur eine subversive gewesen sein, eine Art geistige Unterminierung des alles und jeden vereinnahmenden SED-Regimes. Aldous Huxleys „Schöne neue Welt“ oder „Die Blechtrommel“ von Günter Grass können als Beispiele aus einer langen Liste dienen. Nicht ohne Grund sind sie erst sehr spät, Ende der achtziger Jahre, in der DDR aufgelegt worden. Beachtenswert ist weiterhin eine gewisse Favorisierung der DDR-Literatur. Ein Fünftel der Studentenschaft entschied sich für ein Werk eines in Ostdeutschland lebenden Autors. Vermutlich fanden sie dort ihre Probleme und Gedanken besonders authentisch formuliert. Westliche Gegenwartsautoren wurden demgegenüber nur von 18 %, sowjetische Schriftsteller von 11 % des akademischen Nachwuchses angeführt<sup>23)</sup>.

Wenn man den Ablösungsprozeß der Studentenschaft von der SED und ihrer Politik spätestens seit Mitte der achtziger Jahre in Betracht zieht<sup>24)</sup>, muß man der von den Studenten rezipierten Literatur eine für sie identitätsstiftende Kraft zuweisen. Konnte sich doch in ihr ein kritisches Potential an Denken über dieses Land und diese Gesellschaft sowie ein Drang nach neuen Lebensformen äußern, was so an anderer Stelle in der DDR kaum möglich war. Damit wurde gerade die Belletristik zu einer wichtigen geistigen Nahrung für die akademische Jugend, mit der sie die Welt entdecken und dem

<sup>23)</sup> Ganz anders verhält sich im Vergleich dazu die übrige Population der DDR-Jugendlichen. Bei der gleichen Frage zum selben Zeitpunkt entschieden sich 25 % von ihnen für Abenteuer-, Kriminal- und Science-Fiction-Literatur (von den Studenten wurden Werke solcher Genres nur von 5 % angegeben) und immerhin auch 16 % für DDR-Literatur. Werke westlicher Autoren wie überhaupt der Weltliteratur spielten dagegen mehr eine untergeordnete Rolle.

<sup>24)</sup> So fühlten sich 1989 nur noch 28 % der Studenten mit der SED verbunden und nur noch rund ein Fünftel plädierte zu dem Zeitpunkt dafür, die bisherige Politik der Partei fortzuführen.

provinziellen und einseitigen Denken im eigenen Land entfliehen konnte.

Natürlich erfüllte diese Literaturrezeption damit auch eine kompensatorische Funktion, trug neben der geistigen Mobilisierung zu einem Verbleiben im Kontemplativen bei. Doch gerade im Rückblick auf den Herbst 1989 wird deutlich, daß die Literatur nicht unerheblich zur Ausbildung eines Veränderungswillens beigetragen hat. Kann die Literatur unter den veränderten Verhältnissen diese Bedeutung behalten? Oder wird es im Rezeptionsverhalten der Studierenden eine Umorientierung geben?

Bei STUDENT 90 wurde gefragt, ob und welche Kunstwerke bei der geistigen Erneuerung nach der Wende eine wichtige Rolle spielen könnten. Überraschenderweise haben nur 57 % der Befragten dies bejaht. Das ist ein deutlicher Rückgang im Vergleich zu 1989, als rund 80 % spontan ein für sie bedeutsames Werk anführen konnten. Aber vielleicht könnte das schon ein erster Hinweis darauf sein, daß die Kunst ihren wichtigen Stellenwert als teilweise oppositionelle Kraft schon etwas eingebüßt hat. Nicht überraschen kann dagegen bei den kulturellen Traditionen der DDR-Studentenschaft, daß der weitaus größte Teil der Nennungen auf literarische Werke entfiel.

Daraus wird deutlich, daß für die jungen Akademiker die DDR kein abgeschlossenes Kapitel ist, sie können und wollen die Vergangenheit nicht einfach abstreifen. Ohne eine Aufarbeitung dessen, was hier geschah, ist eine Umorientierung und der Aufbau einer neuen Identität nicht zu vollziehen. Anders läßt sich das starke Interesse an Werken wie Walter Jankas „Schwierigkeiten mit der Wahrheit“ kaum erklären. Viele Studierende suchen eine Antwort auf die Frage: Wie konnte es zu einem stalinistischen Regime in der DDR kommen? Weiße Flecken sollen nicht in Vergessenheit geraten, sondern aufgefüllt werden. Die Neigung zur Verdrängung scheint auf die Studentenschaft noch nicht übergegriffen zu haben.

Noch etwas ist bemerkenswert: Die Studierenden sehen die Aufgabe, Vergangenes zu durchleuchten, um eine neue Identität zu entwickeln, vor allem in die Hände von DDR-Autoren gelegt. 61 % aller Nennungen entfallen auf diese. So wird von ihnen nicht das gefährlich überhebliche Bild von außen, sondern die authentische Sicht von innen heraus gefordert. Auch nach der Vereinigung hat DDR-Literatur damit eine nicht zu unterschätzende Funktion.

## VI. Schlußbemerkung

Angesichts der dargestellten Fülle widersprüchlicher Daten fällt es schwer, ein Resümee zu ziehen. Statt dessen sollen die hier diskutierten Wertorientierungen der DDR- sowie der bundesdeutschen Studierenden in der Rangordnung ihrer Zustimmungsqoten in eine vergleichende Ordnung gebracht werden (Tabelle 9). Diese verweist nicht nur auf wesentliche Einstellungsunterschiede, sondern offenbart in aller Deutlichkeit ein grundsätzlich unterschiedliches Selbstverständnis der studentischen Persönlichkeit in beiden Teilen Deutschlands.

Wie speziell die unterschiedlich besetzten Spitzenpositionen von Tabelle 9 zeigen, verstehen sich die jungen Akademiker in der Bundesrepublik — abgesehen von ihren hohen intellektuellen Ansprüchen — in erster Linie als autonome Individuen. Eigenständigkeit, Abgrenzung von der Umwelt, Abwehr sozialer Verbindlichkeiten sind ihnen wichtig. Dagegen kennzeichnet ihre ostdeutschen Kommilitonen vorrangig eine soziale Selbstdefinition. Die Struktur ihrer Wertorientierungen zeugt von einer größeren Abhängigkeit von ihrem unmittelbaren gesellschaftlichen Umfeld.

Interessanterweise widerspiegelt sich diese deutsch-deutsche Differenz auch bei der Erarbeitung des

vorliegenden Beitrags. Gab es ohnehin schon zwischen den Autoren mehr Unterschiede im Begriffsverständnis als ursprünglich erwartet, so häuften sich diese besonders, wenn das Verhältnis von Sozialem und Individuellem berührt war. Während der DDR-Autor das Soziale dem Individuellen eher übergeordnet sah, ging der BRD-Autor tendenziell stärker von einer Nebenordnung oder gar Polarität dieser Begriffe aus. Oder um es am konkreten Textbeispiel zu veranschaulichen: Während der eine Autor Kinderwunsch und Partnerorientierung mehr unter dem Aspekt eines bewußten Eingebundenseins in einen sozialen Verantwortungskontext interpretierte, war der andere eher geneigt, eine hohe Familienorientierung auch als Indiz für einen privatistischen Rückzug aus der Gesellschaft zu werten.

Solche Differenzen — die sich bei Studierenden und Autoren gleichermaßen gezeigt haben — sind nicht nur auf unterschiedliche akademische Traditionen zurückzuführen. Hinter ihnen verbergen sich auch unterschiedlich konstituierte menschliche Beziehungen in beiden Gesellschaften, die in der Tat soziale Einbindung und individuelle Behauptung jeweils anders gewichten.

**Tabelle 9: Wertehierarchie studentischer Ambitionen (Auswahl)**

DDR		BRD	
Angaben in Prozent			
1. Anerkannter Fachmann werden	90	1. Selbständigkeit	85
2. Selbständigkeit	85	2. Den Dingen auf den Grund gehen	84
3. Sich nie treiben lassen	84	3. Kreativ sein	81
4. Anderen unaufgefordert Hilfe leisten	82	4. Von nichts abbringen lassen	73
5. Familienorientierung	76	5. Anerkannter Fachmann werden	72
6. Gut verdienen	76	6. Anderen unaufgefordert Hilfe leisten	70
7. Kreativ sein	75	7. Freuden des Lebens genießen	57
8. Den Dingen auf den Grund gehen	74	8. Familienorientierung	55
9. Für andere da sein	71	9. Sich nicht treiben lassen	52
10. Hoch geachtet werden	70	10. Ein abwechslungsreiches Leben führen	52
11. Von nichts abbringen lassen	70	11. Eine leitende Funktion einnehmen	52
12. Freuden des Lebens genießen	60	12. Gut verdienen	50
13. Autorität besitzen	58	13. Sich für sozial Benachteiligte einsetzen	42
14. Kunstwerke erleben	55	14. Eine eigene künstlerische Betätigung	39
15. Sich für sozial Benachteiligte einsetzen	54	15. Für andere da sein	37
16. Ein abwechslungsreiches Leben führen	54	16. Kunstwerke erleben	35
17. Zu viel Geld kommen	46	17. Hoch geachtet werden	34
18. Eine leitende Funktion einnehmen	42	18. Auf nichts Angenehmes verzichten	31
19. Auf nichts Angenehmes verzichten	31	19. Zu viel Geld kommen	28
20. Eine eigene künstlerische Betätigung	28	20. Autorität besitzen	25

Antonia Grunenberg

## Das Ende der Macht ist der Anfang der Literatur. Zum Streit um die SchriftstellerInnen in der DDR

*„Wir sind alle ganz schön durch'n Wind.“  
Wolf Biermann*

Das große pädagogische Experiment des „realen Sozialismus“ ist zu Ende und damit auch die Rolle der LiteratInnen als moralisches Korrektiv der SED. Und nun mokiert sich die hiesige Literaturkritik, die das Schauspiel jahrelang von einer sicheren Position aus betrachtet hat: ‚Wir haben es schon immer gesagt, daß das Ganze nichts werden konnte. Ihr habt Euch verkauft. Früher, da haben wir euch einen DDR-Bonus gegeben. Aber jetzt, da das Experiment gescheitert ist, bekommt ihr keinen mehr. Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben.‘ Diejenigen, die schon immer im Westen waren, erheben den Zeigefinger, mit dem ein Teil ihrer KollegInnen aus der DDR Fürstenaufklärung und Volksbelehrung betrieben, nun selbst. Der pädagogische Impuls der Literatur in der DDR ist seit dem Fall der Mauer im November 1989 auf die westli-

chen Kritiker übergegangen. Sie sind es, die jetzt ihre DDR-KollegInnen erziehen wollen.

Merkwürdige Gefühle beschleichen mich beim Rekapitulieren des Streits um Christa Wolf und die Rolle der LiteratInnen in der DDR. Einerseits bin ich froh, weil endlich ein Schweigen gebrochen wird, das nur einen Mythos befördern half. Andererseits hat sich ein salbungsvoller Ton in diese Debatte geschlichen, den ich peinlich finde. Das haben sie nicht verdient, die SchriftstellerInnen in der DDR, daß sie zu Schulter-klopf-Michs degradiert werden. Noch ist es nicht allzu lange her, da haben auch hier viele Kritiker an die Epochenillusion geglaubt, nur daß sie sie nicht leben mußten. Sich über jene, die dies mußten, zu erheben, ist kurzsichtig.

### Die Scheinheiligkeit der Kritiker

Hinter der Heftigkeit, mit der sich die Kritik auf Christa Wolf gestürzt hat, steht auch ein schlechtes Gewissen.

Seit den siebziger Jahren haben westdeutsche KulturpolitikerInnen und KritikerInnen in der Annahme und in dem Wunsch, das SED-Regime sei stabil, dessen Kultur gelobt. Man erinnere sich der unzähligen, durch das Kulturministerium und den Schriftstellerverband der DDR lancierten Lesungen und Literaturpräsentationen, über die immer wohlwollend berichtet wurde. Dies war auch ein Ergebnis der Entspannungspolitik, die wir alle so sehr wollten und in deren Namen wir uns dann mit Kritik vornehm zurückgehalten haben. Man hätte ja die hohen Herren erzürnen und

damit womöglich alles gefährden können. Und so wurde über zwei Jahrzehnte lang jener „DDR-Bonus“ für Literatur und LiteratInnen immer wieder vergeben, von dem man sich jetzt so eilig distanziert. Unsere KritikerInnen haben Bücher und AutorInnen gelobt, die sie jetzt am liebsten nicht mehr kennen würden.

Sie haben Preise vergeben für Bücher, die sie eigentlich schon immer für mittelmäßig hielten. Sie haben die repressive Toleranz eines totalitären Staates bestärkt, dessen Kulturpolitik unterstützt und auf eine merkwürdige Weise mitgeholfen, ihre KollegInnen im Osten in ihrer fatalen PädagogInnen-Rolle zu bestätigen. Und das soll jetzt einfach alles umgekehrt werden?

### Sühne und Selbstentmündigung

Um zu begreifen, was jetzt mit und in vielen SchriftstellerInnen, die einstmals geachtet waren und als moralisch integer galten, vor sich geht, muß man

weit zurückgreifen. Frank Schirrmacher hat in einem von Günter Grass und anderen angefeindeten Artikel in der FAZ den Versuch unternommen,

hinter das Geheimnis jenes Um-jeden-Preis-aushalten-Wollens zu kommen. Er konstatiert für Christa Wolf „ein familiäres, fast intimes Verhältnis zu ihrem Staat und seinen Institutionen“<sup>1)</sup>.

Doch was ist damit gesagt? Mir war bei meinen Studien über Literatur aus der DDR, aber auch im Kontakt mit SchriftstellerInnen und WissenschaftlerInnen der mittleren Generation schon vor Jahren aufgefallen, wie eng bei manchen, trotz aller Kritik, die innere Bindung zu Partei und Staat war.

Die waren strafende und belohnende Übermutter, strafender und belohnender Übervater. Nicht anders läßt sich die panische Angst vor Verletzung des Partei-Reglements erklären. Wenn eine Protestresolution verfaßt wurde, mußte man sie zwei Tage vorher an das ZK leiten, bevor sie an die Westmedien gehen konnte. Und das Verhalten der SchriftstellerInnen, die dieses Reglement bei Biermanns Ausbürgerung 1976 nicht einhielten, ist von ihnen selbst, aber auch von allen anderen FreundInnen und FeindInnen als unerhörte Tat empfunden worden. Aber was war der Hintergrund für jenen engen Zusammenhang von Unterdrückung und Selbstentmündigung? Die historischen Gründe liegen, schreibt Schirmmacher, in jenem Syndrom von „Scham, Schuld, Wiedergutmachung — dieser Imperativ und die Einsicht in die Konsequenz der ungeheuren Verbrechen (des Nationalsozialismus, A.G.) scheint in Ost und West jene Generation am tiefsten verinnerlicht zu haben, die das Dritte Reich noch als Jugendliche erlebt hat.“

Aber der Mechanismus erklärt sich nicht nur als Generationenfrage, sondern als ein psycho-politisches Zusammenwirken von mehreren Faktoren. Einer davon ist die Sehnsucht nach Erlösung von jener Schuld, die wir, unsere Eltern und Großeltern tragen. Diese Sehnsucht war in den ersten Jahren in der DDR heftiger wirksam als in der Bundesrepublik. In den Protagonisten des kommunistischen Widerstandes<sup>2)</sup> sahen diejenigen, die ein Schuldbewußtsein hatten, „wirkliche Helden und neue Väter, die das verworfene Volk und sie selber wieder annahmen“ (Schirmmacher).

Ein anderer Erklärungsgrund liegt darin, daß die Kommunisten (und zwar nicht nur die deutschen, sondern auch die sowjetischen) als die Inkarnation

<sup>1)</sup> Vgl. Frank Schirmmacher, „Dem Druck des härteren, strengeren Lebens standhalten“. Auch eine Studie über den autoritären Charakter: Christa Wolfs Aufsätze, Reden und ihre jüngste Erzählung „Was bleibt“, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 2. Juni 1990.

<sup>2)</sup> Wohlgermerkt nicht der sozialdemokratischen Widerstandskämpfer und auch nicht der bürgerlichen Opposition gegen Hitler.

des „Guten“ galten. Sie hatten (wie Märtyrer?) stellvertretend für alle gelitten. Nur sie waren in der Lage dazu, Absolution zu erteilen. Aber der Preis, den sie dafür verlangten, war hoch. Nie war die Schuld ganz abgegolten. Immer blieb ein Rest, der noch abzutragen war: Nicht vor sich selbst, sondern vor der Partei. Die Kommunisten verlangten lebenslange Treue und den Verzicht auf öffentlich wirksames, unabhängiges Denken. „Aus einer Partei kann man nicht austreten wie aus einem Männergesangsverein“, hatte mir einmal der österreichische Kommunist und Schriftsteller Bruno Frei gesagt und damit den Zustand einer religiös verbrämten Infantilität beschrieben. Wie wahr: Wer austrat, war ein Feind. Wer zum falschen Zeitpunkt Presseerklärungen abgab, war ein Feind. Wer sich die falschen Gedanken machte, war ein potentieller Feind. Dies ist der Hintergrund, vor dem das schreckliche „Denken in Gegensätzen“ entstand (Kommunismus gegen Faschismus; Kommunismus gegen Imperialismus; Frieden gegen Krieg; links gegen rechts; moralisch gut gegen moralisch schlecht). Wer sich diesem Raster entzog und sich zwischen den Gegensätzen bewegte, war bestenfalls ein Revisionist.

Aber die Bindungen gingen noch tiefer. Auch der, der als Feind stigmatisiert worden war, ordnete sich noch der Parteiräson unter. Man lese nur die vehementen Selbstanklagen des Philosophen Wolfgang Harich, in die er 1957 vor Gericht ausbrach. Er flehte förmlich um seine Bestrafung: „... ich möchte einen Dank abstatten, und zwar an die Staatssicherheit der DDR . . . und ich habe da die Feststellung gemacht, sie sind sehr korrekt und anständig . . . ich war nämlich nicht mehr aufzuhalten. Ich war ein politisch durchgebranntes Pferd, das mit Zurufen nicht mehr aufzuhalten war . . . Wenn man mich nicht festgenommen hätte, dann wäre ich heute nicht reif für die zehn Jahre, die der Herr Generalstaatsanwalt beantragt hat, sondern für den Galgen, und deshalb sage ich . . . der Staatssicherheit dafür, für deren Wachsamkeit, meinen Dank.“<sup>3)</sup>

Die Erklärung für die Bußfertigkeit scheint einfach: Ohne die Partei war man nichts, hatte weder Selbstbewußtsein noch Berufschancen, keine Möglichkeit, dem „Guten“ dienen zu können. Man war dem Feind hilflos ausgeliefert, dem „Teufel“ Imperialismus, der einen unbarmherzig in die Untiefen seiner kapitalistischen Schlechtigkeiten zog.

Das Syndrom — Schuldbewußtsein und Sehnsucht nach Erlösung — wird auch an der Doppeldeutigkeit des Begriffs „Anti-Faschismus“ deutlich. Die

<sup>3)</sup> Zit. bei Walter Janka, Schwierigkeiten mit der Wahrheit, Reinbek 1989, S. 89.

Alternative zum Nationalsozialismus hieß für die Kommunisten nicht Demokratie, sondern Anti-Faschismus. Dies war schon seit 1935 die Losung gewesen, der kleinste gemeinsame Nenner, auf den sich Kommunisten, Sozialdemokraten und bürgerliche Intellektuelle im Exil hatten einigen können. Alle waren Anti-Faschisten.

Schon während des Krieges funktionierte dieser Begriff aber auch als Ausgrenzungsmechanismus gegen abtrünnige (oder scheinbar abtrünnige) Kommunisten, gegen Intellektuelle und viele andere. Der moralische Impuls des Anti-Faschismus war zu einem machtpolitischen Kalkül geworden. Und er war bestens dazu geeignet: denn er war formal genug, um manipulierbar zu sein. Nur wenn man glauben konnte, dann war er nicht mehr formal. Dann wurde er zu einem moralischen Grundbekenntnis: Ich bin ein Mensch, also bin ich Anti-Faschist (und nicht etwa Demokrat); und umgekehrt: Ich bin ein Anti-Faschist, also bin ich ein Mensch. Dieser Mechanismus setzte sich nach dem Krieg in der DDR fort. Den Berichten von Walter Janka („Schwierigkeiten mit der Wahrheit“, 1989) und Gustav Just („Zeuge in eigener Sache“, 1990) kann man entnehmen, daß das Ideal des Anti-Faschismus in den fünfziger Jahren völlig von den machtpolitischen Kalkülen der Ulbricht-Führung instrumentalisiert worden war. Und keiner wollte außen vor bleiben. Wer wollte schon auf seiten der Faschisten oder Revanchisten stehen?

Christa Wolf hat die Hintergründe und Wirkungsweisen des „Antifa“-Mechanismus treffend beschrieben: „Eine kleine Gruppe von Antifaschisten, die das Land regierte, hat ihr Siegesbewußt-

sein zu irgendeinem nicht genau zu bestimmendem Zeitpunkt aus pragmatischen Gründen auf die ganze Bevölkerung übertragen. Die ‚Sieger der Geschichte‘ hörten auf, sich mit ihrer wirklichen Vergangenheit, der der Mitläufer, der Verführten, der Gläubigen in der Zeit des Nationalsozialismus auseinanderzusetzen. Ihren Kindern erzählten sie meistens wenig oder nichts von ihrer eigenen Kindheit und Jugend. Ihr untergründig schlechtes Gewissen machte sie ungeeignet, sich den stalinistischen Strukturen und Denkweisen zu widersetzen.“<sup>4)</sup> Die Kommunisten saßen einer mythologischen Erhöhung auf: ihrer heroischen Rolle im Nationalsozialismus. Und von dieser Position aus erteilten sie Absolution. Christa Wolf erklärt aber nicht, wie es möglich war, daß kluge Menschen diesen Mechanismus jahrzehntelang moralisch verinnerlicht hatten. Die psycho-politische Abhängigkeit des einzelnen wird dadurch nicht deutlich.

Je mehr die Politik der Kommunisten auf pragmatischem (und nicht mehr auf zwanghaft ideologischem) Weg Konsens erzielen wollte, desto mehr trat dieser Mechanismus zurück. Aber sein Kern blieb erhalten: Man tritt nicht aus der Partei aus; man tut nichts gegen die Partei, selbst wenn man in (fast) allem nicht mehr mit ihr übereinstimmt. Das bleibt für die Generation der SchriftstellerInnen, die in den zwanziger und dreißiger Jahren geboren sind, oft eine lebenslange Konstellation. Die, die nachkommen, haben nicht mehr jene moralische Bindung. Aber vielen von ihnen fällt auch keine Alternative ein. Man glaubt nicht mehr, aber öffentlich distanzieren kann/will man sich auch nicht.

## Pädagogische Sinnvermittlung

Es ist etwas zusammengebrochen, was für die Beteiligten auf der Ost-Seite nicht Gegenstand eines literarischen Streits, sondern eine kulturelle und persönliche Tragödie ist. Deshalb liest man in dem gegenwärtigen Streit so wenig Klares von ihnen. Sie sind schockiert: über die moralische Verkommenheit der einstigen Führer, die doch die „bessere“ Seite der Welt repräsentierten – und über die Kritik aus dem Westen. Für die westlichen Kritiker dagegen gilt es nur etwas zurechtzurücken. Zwar haben viele von ihnen früher selbst an die sozialistische Utopie geglaubt; aber sie mußten nicht im „realen Sozialismus“ leben. Da fällt die Distanzie-

rung leichter. Es gibt also eine fundamentale Ungleichheit in dem ausgebrochenen Streit, der noch kein Streitgespräch ist.

Für die SchriftstellerInnen in der DDR ist nicht nur ein politisches System zusammengebrochen, sondern eine Epochenillusion. Nicht nur eine Illusion über die Zukunft der Menschheit, sondern auch eine Illusion über die Macht der SchriftstellerInnen und die Rolle der Literatur. Nach dem Krieg waren sie es, die das neue Deutschland mit ihrer Literatur aufbauen sollten. Sie schufen positive HeldInnen und ergriffen Partei: für ihre Partei. Zu lange glaubten sehr viele daran, daß es Aufgabe der Literatur sei, weltanschauliche Werte literarisch und literaturpolitisch zu vermitteln. Alle Sinn-Vermittlung wurde so zur Ideologie. An dieser Konstellation

<sup>4)</sup> Christa Wolf. Den Sklaven aus sich herauspressen, in: Träumen verboten, hrsg. v. P. Neumann, Göttingen 1990, S. 19.

änderte sich auch dadurch nichts, daß später, in den siebziger Jahren, immer mehr „heiße Themen“ aufgegriffen wurden.

Versetzen wir uns noch einmal zurück. Als auf dem VIII. Parteitag der SED 1971 die Ankunft im „realen Sozialismus“ verkündet und Ulbrichts Traum von der „sozialistischen Menschengemeinschaft“ ad acta gelegt wurde, da hieß es, KünstlerInnen und SchriftstellerInnen könnten nun „ohne Tabus“ produzieren. In der Lyrik war schon seit den sechziger Jahren mehr Spielraum gefordert worden, von DichterInnen wie Sarah Kirsch, Elke Erb, Adolf Endler und Günter Kunert.

In den siebziger Jahren erschien dann eine Fülle von Erzählungen und Romanen, die sich des Alltags annahmen. Die Suche des Ichs nach Identität in einer entfremdeten, von bürokratischen Zwängen und verinnerlichten Dogmen geprägten Welt war das Thema in der Literatur. Namen wie Günter de Bruyn („Preisverleihung“, 1972), Volker Plenzdorf („Die neuen Leiden des jungen W.“, 1973), Jurek Becker („Irreführung der Behörden“, 1973), Gertie Tetzner („Karen W.“, 1974), Volker Braun („Unvollendete Geschichte“, 1975), Christa Wolf („Kindheitsmuster“, 1976) und Maxie Wander („Guten Morgen, du Schöne“, 1978) stehen hier für viele andere. Wollte man ein Resümee der erzäh-

lenden Literatur in diesen Jahren ziehen, so sähe es ungefähr so aus: Das Arrangement mit der gegebenen Ordnung der Dinge wird bei den meisten ErzählerInnen als selbstverständliche Voraussetzung jeden Lebens akzeptiert (von wenigen Ausnahmen abgesehen). In vielen Romanen und Erzählungen wird jedoch auch thematisiert, daß dieses Arrangement einen hohen Preis hat: die persönliche Integrität. Zunehmend ist gegen Ende der siebziger Jahre das Verhältnis des literarischen Ichs zur Gesellschaft von Konflikten und Ausgrenzungserfahrungen geprägt. Der Alltag ist von entfremdeter Arbeit beherrscht; das Individuum erfährt sich täglich als Objekt, das von den Verhältnissen zugerichtet wird. Das Bewußtsein der literarischen Figuren wie (vermutlich) ihrer SchöpferInnen wird von dem Gefühl des Mangels und der Vergeblichkeit beherrscht. Die Utopie ist in weite Ferne gerückt.

Dennoch waren auch viele „kritische“ Romane und Erzählungen in das Gewand der Pädagogik verstrickt. Sie wollten belehren, nur eben anders. Sie konnten die LeserInnen nicht aus der verordneten Unmündigkeit entlassen. Verheerend wirkt sich jetzt aus, daß viele SchriftstellerInnen an diese Mission geglaubt haben. Nicht wider besseres Wissen, sondern mit dem „besseren Wissen“ der Pädagogen.

## Die Literaturkritik half kräftig mit

In ihrer Doppelrolle als SinnvermittlerInnen und als moralisches Korrektiv der Herrschenden sind die LiteratInnen von der Gemeinde der LeserInnen, der Zunft der KritikerInnen und der westlichen Literaturkritik bestärkt und ermuntert worden. Die LeserInnen griffen nach jedem Buch, das ein bißchen kritisch zu sein versprach. Sie wollten getröstet und belehrt werden. Den LeserInnen, sagte unlängst liebevoll Günter Kunert, „blieb . . . gar nichts anderes übrig, als sich auf die Belletristik zu konzentrieren. In ihr und in anderen Erzeugnissen hat der DDR-Bürger nach einer Artikulation seines Unbehagens an den ‚real existierenden Zuständen‘ in seinem Land gesucht.“<sup>5)</sup> So half er, halfen sie, tatkräftig dabei mit, die SchriftstellerInnen in der Rolle der HeilsbringerInnen zu bestärken. Fatal an der Situation war, daß sie an diese Rolle der Literatur geglaubt haben. Viele waren und sind noch heute davon überzeugt, daß die LeserInnen erzogen werden müssen. Die Literaturkritik tat ihr

übriges. Sie war die direkte Vermittlerin zur Kulturpolitik. Wer von ihr „verrissen“ wurde, der/die hatte nichts zu lachen. Der/die mußte sich, wenn er/sie gläubig war, schämen. Nur wenige erreichten eine innere Unabhängigkeit, die sie den psychischen Zwängen ideologischer Kritik entthob. Die Zensurfunktion der Literaturkritik hat bis zuletzt gewirkt, auch wenn in der letzten Zeit mehr durch das Sieb der ZensorInnen ging als in den siebziger Jahren.

Wie ein „sozialistischer Bestseller“ von der Literaturkritik produziert wurde, kann man an Dieter Nolls Roman „Kippenberg“ (1979) sehen. Das Buch war ein im Action-Stil des traditionellen sozialistischen Realismus geschriebener Roman im Milieu eines naturwissenschaftlichen Forschungsinstitutes. Er ist deshalb in unserem Zusammenhang interessant, weil er literarisch belanglos, aber kulturpolitisch wichtig war. In ihm trat der Autor als Pädagoge und moralischer Richter über seine Figuren auf. Noll malte ein Bild des Sozialismus, der unaufhaltsam den Fortschritt produzierte. Die Partei wurde „mit menschlichem Antlitz“ dargestellt.

<sup>5)</sup> Günter Kunert. Fragen zur Zeit. Sozialismus und Intellektuelle in der DDR. Gespräch der Redaktion von „Politische Studien“ mit Günter Kunert, in: Politische Studien, 41 (1990) 310 (März/April), S. 8.

Das Buch wurde von mehreren hohen Kulturfunktionären und einflußreichen Meinungsmachern wie Jürgen Kuczynski wegen seiner parteilichen Qualitäten, seiner plausiblen Charakterdarstellung und seiner Vermittlung von sozialistischen Werten hochgelobt. Ein einziger Verriß durfte erscheinen; er konnte das Bild aber nicht trüben. Noll wurde als Parteischriftsteller hochgeehrt und bekam einen Preis. Viele andere dagegen durften aufgrund mangelnder sozialistischer Qualitäten überhaupt nicht erst erscheinen. So ging es etwa Joachim Seyppel („Die Unperson oder Schwitzbad und Tod Majakowskis“, 1979) oder Erich Loest („Durch die Erde ein Riß“, 1981). Sie mußten ihre Werke im Westen veröffentlichen. Sobald von den AutorInnen die positive Belehrungsfunktion der Literatur nicht eingehalten wurde, setzte die Kritik als Zensorin ein. Im Verriß wie in der Lobpreisung waren es die pädagogischen Qualitäten, die herausgestrichen wurden.

Die westliche Literaturkritik und die hiesigen LeserInnen taten ein übriges, um den Mythos der Literatur der DDR zu verstärken. KritikerInnen vergaben einen „DDR-Bonus“ und priesen Bücher und AutorInnen mehr für ihre Herkunft als für die Qualität der Texte. Sie taten dies teils aus schlechtem Gewissen heraus (schließlich hatte man hier seit den fünfziger Jahren kaum mehr wahrgenommen, was drüben geschrieben wurde), teils weil sie selber der Meinung waren, die SchriftstellerInnen in der DDR hätten eine positive Rolle, da sie ein „alternatives Bild“ vom Sozialismus vermittelten.

All dies half mit, jene Selbsteinschätzung der Literatur zu prägen, die im (wohlgemeinten) pädagogi-

schen Zeigefinger gipfelte und sich für etwas Besseres hielt. Daher fällt es ihr jetzt sehr schwer, diese Rolle aufzugeben. Dennoch stimmt wohl, was Hans-Joachim Schädlich kürzlich anmerkte: „Es bleibt wohl für die Schriftsteller in Ostdeutschland nichts anderes übrig, als normale Schriftsteller in einer demokratischen Gesellschaft zu werden.“<sup>6)</sup>

Aber dazu wäre es nötig, den „gesellschaftlichen Auftrag“ abzulehnen, sich auf die persönliche Verantwortung des Schriftstellers zu beziehen und, vor allem, Literatur als Arbeit in und mit der Sprache und nicht als pädagogische Aufgabe zu begreifen. Aber diese Perspektive eröffnet sich für viele jetzt noch nicht. Viele, die an den „gesellschaftlichen Auftrag“ der Literatur geglaubt haben, sind maßlos enttäuscht, daß ihre Hoffnungen auf einen „anderen“ Sozialismus nicht in Erfüllung gegangen sind. Sie sind böse, weil ihre LeserInnen ihnen plötzlich untreu werden. Darin wittern sie, wie in alten Zeiten, nur Machenschaften des bösen Kapitalismus. Sie sehen nicht, daß die Epoche der „Ersatzfunktion der Literatur“ zu Ende ist. Über die eigene Befindlichkeit und die der anderen kann sich jetzt jeder selbst aussprechen. Und für die Information gibt es jetzt Zeitungen. Doch da die SchriftstellerInnen jahrzehntelang an ihre „Mission“ geglaubt haben, erfahren sie den Umbruch als Zusammenbruch aller Werte, als Chaos und schnöden Materialismus. In dieser Situation der Ablösung von den alten Mythen helfen keine moralischen Abrechnungen, helfen nur Gespräche. Aber dazu sind wir, im Westen, auch noch nicht so recht fähig.

## Blockierte Wahrnehmung

Die Geschichte der Literatur in der DDR ist auch eine Geschichte veränderter Gefühle und blockierter Wahrnehmung. Diesen Eindruck gewann ich, als ich Christa Wolfs Erzählung „Was bleibt“ las. Die Autorin berichtet von einer Zeit der Belagerung, in der jemand monatelang von der Staatssicherheit beobachtet wurde. Sie erzählt davon, wie das Bewußtsein des Beobachtet-Werdens den Tagesablauf und die Lebensgefühle verändert.

Ich habe den Text nicht als verlogen empfunden, wie dies Ulrich Greiner<sup>7)</sup> oder Frank Schirrmacher

unterstellen. Für mein Empfinden führt Christa Wolf hier einmal mehr, fast selbstmörderisch, vor, wie Kritik an den herrschenden Zuständen und Schuldbewußtsein, Sehnsucht nach Utopie und blockierte Gefühle ein unentwirrbares Geflecht eingegangen sind, aus dem kein Entkommen war, auch wenn es Möglichkeiten dazu gab.

Die Sehnsucht nach einer unverstellten und unzerstörbaren Authentizität, nach dem Wesentlichen, dem „Sinn der Wahrheit“<sup>8)</sup> durchzieht den Text wie ein Ariadnefaden. Medium der Sehnsucht ist für Christa Wolf die Sprache. Spätestens seit „Kindheitsmuster“ (1976) hatte sie den „Ekel an der Spra-

<sup>6)</sup> Hans Joachim Schädlich, Tanz in Ketten. Zum Mythos der DDR-Literatur, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 28. Juni 1990.

<sup>7)</sup> Vgl. Ulrich Greiner, Mangel an Feingefühl, in: Die Zeit vom 1. Juni 1990.

<sup>8)</sup> Christa Wolf, Was bleibt. Erzählung. Berlin – Weimar – Frankfurt/M. 1990, S. 32; im folgenden werden die Seitenzahlen im Text angegeben.

che“, das „Unvermögen der Sprache“ in ihren Romanen und Erzählungen thematisiert. Es ist ein altes Thema – das Grundthema jeder ernstzunehmenden Literatur. Aber im Kontext eines Literaturverständnisses, das dieser immer zwei Rollen zuspielte, die der aufklärerischen Pädagogin und die der Teilhaberin an der Macht, erhält das alte Thema einen neuen Sinn. In „Was bleibt“ wird es zum Leitmotiv.

„Würde ich meine Sprache je finden?“ (S. 7), so eröffnet die Ich-Erzählerin ihren Monolog. Wenig später heißt es: „... in meiner neuen Sprache, die härter sein würde, als die, in der ich immer noch denken mußte“ (S. 10). Sie sinniert „den Wörtern“ hinterher, „die, sich beflissen überstürzend, hervorzukommen, wenn ich den Mund aufmache, angeschwollen von Überzeugungen, Vorurteilen und Eitelkeit, Zorn, Enttäuschung und Selbstmitleid“ (S. 11). Sie beobachtet sich selber während des Telefongesprächs mit einem Freund: „So sprachen wir immer, am wahren Text vorbei“ (S. 25). Christa Wolf beschreibt Funktion und Gebrauch einer Sklavensprache in einer Diktatur. Der Diktator bleibt freilich im Dunkeln. Beiläufig wird er titulierte als „Meister, der diese Stadt beherrschte“ (S. 34).

Ich habe den Eindruck, es geht hier nicht um die Beschreibung einer Situation, um eine Art Bestandsaufnahme (was der Titel ja nahelegt). Hier wird eher eine kunstvolle Lebenstaktik beschrieben, deren *raison d'être* aber verdeckt bleibt. Die Ich-Erzählerin lebt in einer Welt, in der man sich nur unwahr verständigen kann. Sie und ihre Freunde benutzen ein kunstvolles Gestrüpp aus Meta-Metaphern, um nur ja nicht „die anderen“ mit-hören, mit-sehen zu lassen. „Die anderen“ sind bedrohlich, aber gegen sie Wut zu empfinden, scheut sie sich. Geheimnisvolle Bindungen (Schuldgefühle?) verhindern die klare Distanzierung. Aufgrund dieser inneren Ambivalenz kostet es auch sehr viel Kraft, immer die falsche Sprache zu benutzen. Denn eigentlich möchte sie mit ihren Beobachtern lieber den wahren Text sprechen. Manchmal, wenn sie keine Kraft mehr hat, verletzt sie die Geheimregel: „Ich mußte an die zwei drei Male denken, als der wahre Text mir doch entschlüpft war, weil ich keine Kraft hatte, ihn zurückzuhalten“ (S. 25). „Wahrer Text“ war gleichbedeutend mit Gefühlen; Gefühle aber durfte sie nicht zeigen. Nur in einer unbestimmten Zukunft, „einmal, in meiner neuen, freien Sprache . . .“ (S. 22). Wann die Zukunft kommen würde, war ebenso ungewiß wie, wer sie herbeiführen würde – „einmal“ eben.

Der Text beschreibt eine Blockade-Situation, ein „Leben als ob“ (S. 94). Es gibt Stellen, an denen die Fassade aufgebrochen wird. Einmal wird ihr schlag-

artig klar, daß sie in einem permanenten Schmerzzustand lebt (S. 33). Aber schnell erweist sich bei der Selbsterforschung, daß sie sich im Schmerz eingerichtet hat. Dauerschmerz wurde zur Gefühllosigkeit. Der Schmerz bricht unverhofft auf, als sie auf der Straße einem Mann begegnet, der das alte Arbeiterlied „Dem Karl Liebknecht haben wir’s geschworen, der Rosa Luxemburg reichen wir die Hand“ (S. 43) vor sich hin pfeift. Die Gefühle kommen. Sie weint. Sie weint nicht über einen realen Zustand, sondern über die Ideale eines Lebens, das nie gelebt wurde: die Utopie des Sozialismus. Die Gefühle sind an diese Sehnsucht gebunden. In der Gegenwart können sie nicht gelebt werden.

An einer Stelle im Text wird die Selbstblockade der Hauptperson besonders deutlich. Sie fährt im Auto, und es überfällt sie plötzlich ein Zustand der Fühllosigkeit, des „blanken Grauens“ (S. 79 f.). Ihr fehlen die Worte. Sie spricht dann zu ihrem Mann wie jemand, der neben sich steht: „Ich sah mir aus einer gewissen Höhe dabei zu“ (S. 81). Interessant ist die Episode deshalb, weil sie sich auf ein literarisches Vorbild bezieht, auf Hugo von Hofmannsthal’s Text „Ein Brief“. Ein junger Lord beschreibt seinem Freund einen Zustand völliger Sinnesverwirrung: „Mein Fall ist in Kürze dieser: Es ist mir völlig die Fähigkeit abhanden gekommen, über irgendetwas zusammenhängend zu denken oder zu sprechen . . . Die abstrakten Worte, deren sich doch naturgemäß die Zunge bedienen muß, um irgendwelches Urteil an den Tag zu geben, zerfielen mir im Munde wie modrige Pilze . . . Es zerfiel mir alles in Teile, und nichts mehr ließ sich mit einem Begriff umspannen. Die einzelnen Worte schwammen um mich; sie gerannen zu Augen, die mich anstarrten, und in die ich wieder hineinstarren muß. Wirbel sind sie, in die hinabzusehen mich schwindelt, die sich unaufhaltsam drehen und durch die hindurch man ins Leere kommt.“<sup>9)</sup>

Hofmannsthal beschreibt einen Entfremdungsvorgang, den wir bei vielen AutorInnen der Moderne antreffen. Er geht auf den Konflikt zwischen dem Totalitätsanspruch des bewußten Subjekts, das Erkenntnisarbeit leisten will, und der Realität einer dissoziierten Dingwelt (Gesellschaft) zurück. Es ist die Erfahrung der Differenz und der Entfremdung zwischen Ich und Außenwelt, zwischen Bewußtsein und Unbewußtem. Bei Hofmannsthal ist es eine leidvolle Erfahrung, die sich zu einem krankhaften Zustand der Sinnesverwirrung steigert. Sie ähnelt einer tiefen Depression, die unaufhaltsam ins Leere zieht. In seinem Text wendet sich dieser Zustand auf eine glück-

<sup>9)</sup> Hugo von Hofmannsthal. Ein Brief. in: ders., Prosa II. Gesammelte Werke in Einzelausgaben, Bd. 4, Frankfurt/M. 1951, S. 18.

liche Weise. Der junge Lord heilt sich selbst, indem er den Kontrollmechanismus des Bewußtseins unterläuft, sich unbewußt in die Dinge auflöst und so ein neues Verhältnis zu ihnen möglich macht. Indem das Subjekt sich dem Unbewußten anheimgibt, können Erkenntnis und Sprache wieder zu Vermittlungsinstanzen eines unabhängig von uns stattfindenden Bewegungsprozesses werden.

Bei Christa Wolf aber verharrt die Hauptfigur in der Lähmung; sie richtet sich darin ein. Der Durchbruch zu den Gefühlen, die aus dem Unbewußten kommen, wird erst gar nicht gewagt. Die Hauptfigur weiß, daß es „das Andere“ gibt, aber sie kann die Auflösung der Selbstblockade nicht aus eigener Kraft vollbringen. Die einzige Situation, in der sie es versucht, die Lesung, wird von der Staatsgewalt okkupiert. Es gelingt ihr zwar, sich innerlich von der Bedrohung zu distanzieren, aber sie hat Angst. Die Staatsgewalt hat Zugriff auf ihre Gefühle.

Sprache wird bei Christa Wolf einerseits als letztes Refugium der Wahrheit angesprochen. Andererseits erfährt man immer wieder, daß sie manipulierbar ist. Das Problem ist unlösbar, weil nicht anerkannt wird, daß Sprache mehrdeutig ist. Verfolger und Verfolgte benutzen die gleichen Worte und können doch das Gegenteil meinen. Verborgene Sinne aber können nicht im Eindeutigen gefunden werden, nicht im Bewußtsein, sondern nur im Unbewußten. Diese Erkenntnis erfordert den Abschied vom alten Wahrheitsbegriff. Diesen Schritt will die Hauptfigur nicht vollziehen. Sie beharrt darauf, hinter dem falschen Sinn der Verfolger am „richtigen“ Sinn festzuhalten. Gegen die Machthaber, die die Utopie verraten haben, wollen die Verfolgten an ihr festhalten, als wenn sie Wahrheit wäre. Unvorstellbar erscheint das Eingeständnis, daß die Utopie schon längst gescheitert ist, weil sie Freiheit mit Zwang gleichsetzt. So wird die Arbeit an der Sprache zur Jagd auf einen letzten Sinn, den es gar nicht gibt. Das Buch endet: „Daß es kein Unglück gibt, außer dem, nicht zu leben . . . Und am Ende keine Verzweiflung außer der, nicht gelebt zu haben.“ Eben diese Verzweiflung ist es, die dem Buch seinen Unterton gibt.

Es wird in Christa Wolfs Buch auch deutlich, daß die Situation der Bedrohung und der Selbstblockade von einem inneren Sperriegel zusammengehalten wird. Im Haupttext wird der Zustand einer von außen erzwungenen Infantilisierung beschrieben: die Bewacher, der Meister und seine Gehilfen, die Spitzel im Freundeskreis. Der Sub-Text verweist darauf, daß es einen unzerstörbaren inneren Kern der Freiheit gibt. Er enthält jedoch auch Hinweise darauf, daß die äußere Unmündigkeit längst verinnerlicht worden ist: Die Ich-Erzählerin trifft

mit einer jungen Frau zusammen und will ihr ausreden, offen zu sprechen und zu schreiben, weil sie sonst erneut ins Gefängnis komme. Sie läßt sie dann resigniert ziehen, weil sie merkt, daß die junge Frau unabhängiger ist als sie selbst. Oder: Sie fühlt sich eingekreist und sinniert: „Irgend jemand mußte versuchen, diesen Teufelskreis zu durchbrechen“ (S. 21). Irgend jemand, aber nicht sie. Die Erlösung soll von außen kommen. Sie denkt an Galilei, „listig und furchtsam“ (S. 32), vergleicht sich mit ihm, der zum Scheine abschwor. Auch sie, soll das heißen, fügt sich nur zum Scheine. Aber was steht hinter dem Schein? „Die Freiheit im innersten Innern absoluter Einkreisung“ (S. 30). Was aber ist die Freiheit im innersten Innern? Ich denke, es ist der Traum eines Kindes von einer „schönen Gesellschaft“, in der alle Menschen gut sind, und in der die VeteranInnen der Arbeiterbewegung als Heilige verehrt werden. Diesen Traum hält das Unbewußte wider alle Erfahrungen aufrecht. Der Traum ist der innere Kreis der Gefangenschaft.

Das Beängstigende an dieser Konstellation scheint mir, daß hier über ein Leben berichtet wird, in dem jemand ständig versucht, nicht wahrzunehmen, daß seine/ihre alltäglichen Erfahrungen Teilstücke einer großen Ent-Täuschung sind. Das Unbewußte in der Frau, deren Leiden dargestellt werden, will an dem Traum festhalten. Vielleicht, weil die Frau sich vor den Entdeckungen hinter der Ent-Täuschung fürchtet. Sie ängstigt sich nicht nur vor den Verfolgern, sondern auch davor, daß sich der Traum als Luftblase entpuppen könnte. Dahinter vermutet sie das reine Nichts.

Christa Wolfs Buch will nicht nur einfach Literatur sein. Die Autorin verzichtet weitgehend auf Fiktionalität. Sie schreibt über sich und ihre Ängste in ihrer Stadt. Es greift zu kurz, dieses Buch als „Reinwaschung einer Staatsschriftstellerin“ zu nehmen. Es ist einmal mehr ein Zeugnis eines Knotens von äußeren und inneren Zwängen, die zur Handlungsunfähigkeit führen.

Man kann sich also vorstellen, wie erleichtert, wie befreit viele SchriftstellerInnen waren, als ihnen die Anforderung/Zumutung einer Selbstbefreiung in den Tagen um den 9. November 1989 abgenommen wurde. „Im Herbst der Moment der Schönheit“, schrieb die Schriftstellerin Helga Königsdorf im Juni 1990, „in dem die Utopie zum Greifen nahe schien . . . wir waren einen Moment so närrisch vor Glück, daß wir unser Metier verließen und die Wirklichkeit zu unserem Kunstwerk machen wollten.“<sup>10)</sup> Umgekehrt wird ein Schuh daraus: Sie wa-

<sup>10)</sup> Helga Königsdorf, Der Schmerz über das eigene Versagen, in: Die Zeit vom 1. Juni 1990.

ren so närrisch vor Glück, weil ihre Leiden endlich belohnt wurden. Jetzt konnte der Traum, den „die Anderen“ versucht hatten zu zerstören, endlich wirklich werden; Gefühle würden gelebt werden.

Und dann die Ernüchterung: Das Volk dachte anders. Nun brach alles zusammen. Das Leiden wurde zur seelischen Krise, mühsam nur verdeckt durch Äußerungen der Enttäuschung über das Volk. — Merkwürdig übrigens, wie kritisch

Christa Wolf in ihrem 1979 erstverfaßten und jetzt umgearbeiteten Text die Masse der Bevölkerung sieht, wie ihre Hauptfigur erkennt, daß „die große Masse (nicht) im Zweifelsfalle recht hatte . . . , denn sie war eine Konstruktion“ (S. 72 f.). Wieso aber die Ent-Täuschung über das Volk und nicht über den Traum, der doch so eng mit der Konstruktion der großen Masse zusammenhängt? Die Angst ist zu groß — und die Sehnsucht nach Erlösung.

## Durchhalten um jeden Preis

Die Zwangslagen der Literatur und der LiteratInnen, die jetzt von westlichen KritikerInnen so heftig als „selbstverschuldete Unmündigkeit“ kritisiert werden, waren seit Ende der siebziger Jahre offenkundig. Vergegenwärtigen wir uns noch einmal die Situation, in der Christa Wolfs Buch entstand. 1979, drei Jahre nach der Vertreibung des Dichters und Liedersängers Wolf Biermann, hielt der Katzenjammer unter den SchriftstellerInnen immer noch an. Viele waren weggegangen, und ein Ende des Exodus war nicht abzusehen. Der Schriftstellerverband hatte einige ausgeschlossen<sup>11)</sup>; viele, die dablieben, gingen in die innere Emigration. „Aushalten“ hieß die Devise. Man ging doch nicht zum „Feind“ über (auch wenn man seine Bücher bei ihm drucken ließ).

Die Repression war nicht durchgängig; die SED-Führung operierte mit Zuckerbrot und Peitsche. In einem solchen Zustand konnte man sich einrichten. Gleichzeitig setzte ein Dissoziierungsprozeß in der Literatur ein. Die Ära des sozialistischen Realismus mit seinem Totalitätsanspruch war zu Ende. Längst fiel die Literaturszenerie nicht mehr nur in einen kritischen und einen affirmativen Teil auseinander. Literatur mußte nicht mehr direkte Loyalität produzieren. Die Kulturpolitiker in der Partei hatten gemerkt, daß sie die SchriftstellerInnen zwar blockierten, sie aber nicht zwingen konnten, Positives zu berichten. Zeitweise schien es, als hätte sich die Politik ganz aus der Literatur zurückgezogen. Auf diesen äußeren Eindruck sind viele westliche BeobachterInnen hereingefallen. Sie lobten die Auflockerung der kulturpolitischen Szene und fanden es ausgezeichnet, wenn der stellvertretende Kulturminister Klaus Höpke den westlichen JournalistInnen einen Brocken aus dem Wörterbuch des kritischen Menschen hinwarf.

Literatur wurde fast wieder privat. Die Grundhaltung blieb jedoch die des Durchhaltens — auf ein nicht erkennbares Ziel hin. Eher hinter den Kulissen als auf offener Szene fand eine tiefgreifende Veränderung statt. Sie zeigte sich an zwei Phänomenen: dem Wirklichkeitsverlust der arrivierten SchriftstellerInnen und der Entstehung einer neuen Literatur.

Für die achtziger Jahre konnte man von einer „Aufklärungsfunktion“ auch der kritischen Literatur nicht mehr sprechen, die sie in den siebziger Jahren noch hatte. Allenfalls versuchte Literatur zu trösten, ermunterte zum Aushalten. Je mehr sich zeigte, daß das Arrangement der BürgerInnen mit „ihrem Staat“ auf Zwang beruhte, desto zwiespältiger wurde die Rolle einer Literatur, die zum Aushalten aufforderte. Sie wurde, ohne daß ihre AutorInnen es beabsichtigten, zur Komplizin der Macht. Unglücklich wirkte sich in dieser Situation auch aus, daß die SchriftstellerInnen nach Westen ausweichen konnten. Dort wurden sie getröstet, wurden ihre Bücher wohlwollend besprochen. Anders als ihre KollegInnen in der CSSR oder in Polen waren sie nicht gezwungen, sich mit den Verhältnissen klar auseinanderzusetzen, Farbe zu bekennen. Während in Polen schon in den siebziger Jahren eine „civil society“ gegen den vielfräßigen Staat entstand, aus der sowohl SchriftstellerInnen wie auch WissenschaftlerInnen und ArbeiterInnen ihre Identität bezogen; während SchriftstellerInnen in der CSSR die „Charta 77“ gründeten und dafür ins Gefängnis gingen, machte es den SchriftstellerInnen in der DDR Mühe, sich mit den kleinen jugendlichen Grüppchen zu identifizieren, die sich um Umweltprobleme, Menschenrechtsfragen und den Frieden sorgten. Wenige wagten es, sich öffentlich vor das kleine Häuflein Aufrechter zu stellen. Das Fatale an der Situation war aber nicht nur die Untätigkeit, über die moralisch zu urteilen uns hier wenig ansteht, sondern der Umstand, daß durch das

<sup>11)</sup> Vgl. Antonia Grunenberg, Aufbruch der inneren Mauer. Politik und Kultur in der DDR 1971 — 1990, Bremen 1990, S. 154 ff.

Ausweichen-Können auch die Auseinandersetzung mit dem „Traum des Sozialismus“ entfiel. Die Situation war ja noch aushaltbar.

Währenddessen fand unterhalb der offiziellen kulturpolitischen Szenerie ein Generationswechsel statt, der – von heute aus gesehen – die Literatur nachhaltig veränderte. In der großen Frustration meldeten sich neue Stimmen zu Wort: zuerst klein und artig, später frech und anmaßend. Das Monopol des staatlich/parteilichen Buch- und Medienwesens wurde gebrochen. Es entstand eine private Publikations- und Zeitschriftenszene, die unabhängig von äußerer und innerer Zensur war. Die jungen Leute, die sich nicht „dreinschicken“ wollten, gehörten zur Generation derer, die seit Mitte der fünfziger Jahre geboren waren und nie die Zeit der großen Identifikation mit Partei und Staat erlebt hatten. Der Versuch ihrer Eltern, ihnen diese Identifikation zu übermitteln, war fehlgeschlagen. Sie hatten nicht das Problem, wie die Generation der in den zwanziger und dreißiger Jahren Geborenen, aus der Identifikation und dem Schuldgefühl auszusteigen; sie waren nämlich gar nicht erst eingestiegen.

Es war keine Oppositionshaltung, die sie bewegte, sondern eine spezifische Wahrnehmung. Der Literaturwissenschaftler Klaus Michael schrieb darüber unlängst: „Den allseits herrschenden Sprachregelungen (wohnte) kein wirklicher Sinn mehr inne . . . Die Worte waren besetzt und ihre Bedeutungen zugleich entsetzt . . . Wer beispielsweise eine Zeitung zur Hand nahm, wußte Bescheid. Im Grunde wußte er es schon vorher: Mit dem Blick in die Zeitung verschwanden die Tatsachen . . . Dabei war es egal, wie man es anfaßte, hier sollte nichts mehr ausgesagt, sondern das bereits Bekannte bestätigt werden. Die Botschaft der kulturellen Zeichen war überschrieben von einer Überdosis von Standardisierungen, die die Summe aller möglichen Interpretationen von vornherein auf nur eine gültige Bedeutung fest schrieb.“<sup>12)</sup> Die jungen LiteratInnen bewegten sich in den Räumen, die die standardisierte Zeichensprache offenließ, in den großen Differenz-Räumen der Sprache.

Anfang der achtziger Jahre gründete der Gitarrist Lothar Fiedler die private Zeitschrift „UND“ in Dresden. Er sagte seinen FreundInnen, er wolle eine Zeitschrift machen und sie sollten ihm Beiträge schicken. Keine Zensur, keine Redaktion, alles handgemacht, in jedem Heft eine Originalgrafik.

<sup>12)</sup> Michael Thulin (d. i. Klaus Michael), Sprache und Sprachkritik. Die Literatur des Prenzlauer Bergs in Berlin/DDR, in: Die andere Sprache. Neue DDR-Literatur der 80er Jahre, in: text + kritik, Sonderband, hrsg. v. Heinz Ludwig Arnold in Zusammenarbeit mit Gerhard Wolf, München 1990, S. 234 f.

Den Text mußten die AutorInnen selber mit Durchschlägen einreichen; dann wurde es zusammengeheftet. In Ost-Berlin hatte schon vorher der Dichter Uwe Kolbe zusammen mit seinen Kollegen Lothar Trolle und Bernd Wagner die Manuskriptsammlung „Der Kaiser ist nackt“ (später „Mikado“) herausgegeben, mit Redaktion und nach eigenen Auswahlkriterien. Nur gute Texte sollten gedruckt werden. Die Dresdner fanden diesen Anspruch, über gute oder schlechte Literatur zu befinden, schon vermessen. Es sollte schreiben und veröffentlichen, wer schreiben wollte.

Wer immer von den Arrivierteren diese kleinen Sprengsätze zu Gesicht bekam, der lächelte über den Nachwuchs und seinen Dilettantismus; der Schriftsteller Volker Braun erklärte sie zu „Funktionärssöhnchen“. Die aber schrieben, pinselten und vervielfältigten weiter, erfanden neue Formen der Veröffentlichung und brachten sich untereinander ins Gespräch. Neue Zeitschriften entstanden in Halle, Leipzig, Karl-Marx-Stadt, Berlin und anderswo. Manchmal war es nur einer, der ein paar Monate lang literarische Hefte herausgab und sie mit einem gemeinsamen Namen überschrieb. Die Texte (in der Mehrzahl Lyrik) berichteten von einer Wahrnehmung, die sich im Gestrüpp verselbständigter Gebote und Verbote bewegte. Einige gingen schlau und spielerisch mit der Sprache um, entdeckten Mehrdeutigkeiten, wo immer Eindeutigkeit behauptet worden war. Eine neue Freiheit wurde entdeckt: die des Ausdrucks und der Bewegung.

Einen pädagogischen Anspruch hatten sie nicht: Sie wollten nur sich selbst erklären. Politik war ein fremdes und unverständliches Geschäft. Sprache, die eine politische Botschaft vermittelte (wie dies ja trotz aller Kritik der Anspruch der erzählenden Literatur der sechziger und siebziger Jahre gewesen war), war in ihren Augen „Müllsprache“, deren Urheber sich im Gestrüpp ihrer Worte selbst verfangen hatten. Vorbilder nahmen sie nicht aus dem „Erbe-Kanon“ der antifaschistischen Literatur einer Anna Seghers und eines Bert Brecht oder aus der aufklärerischen Literatur der siebziger Jahre. Sie griffen auf die Tradition des Symbolismus, Surrealismus und Dadaismus zurück, lasen de Saussure, Lacan und Baudrillard. Der Preis, den sie zahlten: Sie hatten keine soziale Sicherheit, wurden sehr lange von den Verlagen oder den Staats-Zeitschriften nicht beachtet und waren nicht im Schriftstellerverband.

Nur wenige unter den älteren SchriftstellerInnen (Adolf Endler, Elke Erb und Gerhard Wolf waren solche Ausnahmen) begriffen damals, was vor ihren Augen passierte: Es wurde ihnen vorgemacht, daß man sehr wohl aus dem literarischen und politischen „Arrangement“ aussteigen konnte. Dabei ging es gar nicht in erster Linie darum, daß die

Sascha Anderson, Gert Papenfuß-Gorek, Rainer Schedlinski, Stefan Döring, Gabi Kachold und viele andere die „bessere“ Literatur geschrieben hätten.<sup>13)</sup>

Die sogenannten „jungen Dichter“ (von denen manche im Herzen, aber nicht an Jahren jung wa-

ren) verweigerten eine Rolle, die im Laufe der Zeit bei den „fortschrittlichen“ SchriftstellerInnen zur inneren Gefangenschaft geführt hatte. Sie widerlegten mit ihrer Existenz und ihrer Arbeit „zwischen der Sprache“ die Legende, daß es jenseits des „Durchhaltens“ keine begründbare Lebens- und Denkweise mehr gäbe.

## Tragödie und neuer Anfang

Es macht keinen Sinn, vom Westen Deutschlands aus moralische Abrechnungen mit den SchriftstellerInnen im Osten Deutschlands vorzunehmen. Jetzt noch weniger als vor dem Fall der Mauer. Es gibt keine „Guten“, die jetzt den pädagogischen Zeigefinger der Besserung schwingen könnten und keine „Bösen“, die ins läuternde Fegefeuer kommen. Die Zeit der Heilslehren ist hoffentlich vorbei.

Der Sozialismus war ein Projekt der Moderne. Auf beiden Seiten des (ehemaligen) Eisernen Vorhangs sind SchriftstellerInnen und Intellektuelle gleichermaßen Kinder der Moderne mit ihrem auf Totalität ausgerichteten Wahrheitsbegriff. Viele haben die Illusion von der unbegrenzten Machbarkeit der Welt (oder ihrer endgültigen Erlösung, was vielleicht auf das gleiche hinausläuft) geteilt. Es gibt nur unterschiedliche Grade der Verwirrung und Verirrung.

Ein Verständnis dieser Welt wurde (hoffentlich auf lange Zeit) widerlegt, das untrennbar mit unserer Auffassung der Moderne zusammenhängt: den Menschen nach einem einheitlichen, von Ideologie, Industrie und Technik geprägten Bild zu erziehen. Das Experiment ist gescheitert. Sinnvoll wäre es, ein normal reflektierendes Verhältnis zum Projekt Sozialismus und Moderne zu gewinnen; normal insofern, als es angeraten ist, sein Scheitern innerlich zu akzeptieren. Für die SchriftstellerInnen im Osten Deutschlands bedeutet das, sich nicht hinzustellen und zu verkünden: Dieses eine Mal ist das Unternehmen gescheitert, weil die Führer die falschen waren (ganz zu schweigen von dem unreifen Volk, das nicht weiß, was für es gut ist), aber das nächste Mal . . . Der Irrtum war eben nicht, daß es die falschen Menschen und die richtigen Ideen waren. Der Irrtum war, nicht anzuerkennen, daß das Zeitalter der auf Totalität gerichteten Gesellschaftskonzepte spätestens nach den Erfahrungen des Stalinismus und des Nationalsozialismus zu Ende war.

Sicher ist es schlimm, daß die SchriftstellerInnen in der ehemaligen DDR (zumindest die älteren) gleich

zwei Formen totalitärer Diktatur hintereinander erleben mußten. Für sie geht es nicht nur darum, wie Hans Joachim Schädlich schreibt, „normale Schriftsteller in einer demokratischen Gesellschaft“ zu werden. Dies setzt voraus, daß nur sie als „die anderen“ sich ändern müßten und die KritikerInnen hier im Westen schon immer recht hätten. Die Chance für beide Seiten besteht darin, die Dinge endlich so wahrzunehmen, wie sie sich uns geben. So könnte es produktiv sein, den großen Irrtum als Beginn eines neuen Denkens zu begreifen, dem es „darum geht, . . . die ‚falschen‘ Konstruktionen der Metaphysik, Moral, Religion und Kunst in ihrem Entstehen und Vergehen zu beobachten — also das ganze Gewebe der Irrtümer, die allein den Reichtum oder, einfacher gesagt, das *Sein* der *Wirklichkeit* konstituieren.

In Anbetracht der Tatsache, daß es keine Wahrheit und keinen *Grund* mehr gibt, die sie widerlegen könnten, da . . . die wahre Welt zur Fabel geworden ist und damit die ‚scheinbare‘ Welt sich aufgelöst hat, sind all diese Irrungen oder Irrnisse, das Entstehen und Vergehen von Geistesformen, deren einzige Regel in einer gewissen historischen Kontinuität, ohne jeglichen Bezug zu irgendeiner fundamentalen Wahrheit besteht.“<sup>14)</sup>

Das Scheitern des Sozialismus ist so gerade nicht nur als Niederlage zu begreifen, sondern als einer der vielen Irrtümer, aus denen Geschichte auch besteht und damit auch als Möglichkeit neuer Freiheit der Wahrnehmung und des Denkens. Wenn diese Erkenntnis zugelassen wird, könnte eine Gelassenheit einkehren, aus der heraus die „große Epochenillusion“ in den Romanen, Erzählungen und Gedichten der deutschen Literatur thematisiert werden könnte. Dann wäre auch der Weg ins Unbewußte frei, aus dem SchriftstellerInnen schon immer Kräfte für jene Selbst-Heilung gezogen haben und von dessen kreativer Wirkung schon Hugo von Hofmannsthal sprach.

<sup>13)</sup> Dies wird sich erst in Zukunft erweisen, wenn die bisher ausgebliebene Rezeption dieser Literatur einsetzt.

<sup>14)</sup> Gianni Vattimo, Nihilismus und Postmoderne in der Philosophie, in: Wege aus der Moderne, hrsg. v. Wolfgang Iser, Weinheim 1988, S. 237f. (Hervorhebungen von mir).

Alexander von Bormann

## Lodern oder lottern? Vom möglichen Ende des pathetischen Tons in der Nach-DDR-Literatur

Mitte der achtziger Jahre hatte Rüdiger Rosenthal, damals noch in Ostberlin, jetzt in Westberlin lebend, ein schmerzliches Gedicht enden lassen: „Dann fliehen wir vor uns selbst/ in seltsame Welten. Dort ist ein Weg/ Ach endlich neu beginnen hier.“ Die Schlußzeile war seinerzeit ein Stoßseufzer ohne Aussicht auf Realisierung gewesen. Und seltsam unbestimmt hatte das „hier“ ohnehin geklungen, könnte auch auf das „Dort ist ein Weg“ bezogen werden, das vielleicht von Goethes „Mignon“-Lied eingegeben war: auf die seltsamen Welten der Poesie, die einzig den so vielfältig kontrollierten und reglementierten Dichtern noch offenstanden. Hatten sie eigentlich offen gestanden?

Fürs Theater beschreibt Heiner Müller die Situation mit einem sehr plastischen Beispiel: „Die

Kunst hat vom Mangel gelebt. Peter Brook erzählt von einer Theateraufführung kurz nach dem Krieg: Da trat ein Clown vor hundert Kindern auf und hat nur Wurstsorten aufgezählt. Und bei jeder Wurstsorte haben die Kinder gejubelt, weil sie die nicht hatten. Das war bei uns die Funktion von Theater.“

Doch läßt sich so die Funktion der Dramatik, der Literatur, der Kunst in der DDR zureichend erfassen? Sie hat mit ihrem Mangel ja durchaus Rat gewußt, vielfach aus den Nöten Tugenden gemacht und schließlich auch (und gerade) im Westen erhebliche Anerkennung einzuheimen gewußt. Das ist vermutlich kaum auf jenen von Müller so trefflich charakterisierten sarkastischen Ansatz zurückzuführen.

### I. Pathos: Form des Widerstands?

Hier soll die These vertreten werden, daß die Wirkung der DDR-Literatur vor allem in der Wiederbelebung pathetischen Sprechens gelegen war, einer Tonlage, die poetisch und ideologisch im Westen weitgehend obsolet geworden ist, gleichwohl beim Lesepublikum, vor allem im Kleinbürgertum und bei Älteren, noch auf viel Einverständnis trifft. Der pathetische Ton entspricht der Erwartung an ein höheres Wissen der Dichter, evoziert die Rolle des Seher-Priesters, den Gestus der Verkündigung, jedenfalls des stellvertretenden Sprechens. Josef Weinheber (1944): „Ich selbst bin nur die Waage/ künftiger Menschlichkeit.“ Muß nun Pathos immer gleich „hohles Pathos“ sein, wie die Umgangssprache es nahelegt? Ist die Ursprungsbedeutung „Sprache des Leids“ nicht immer wieder aktuell?

In den siebziger und achtziger Jahren war alle nennenswerte Kunst- und Literaturproduktion in der DDR subversiv angelegt, also in ausdrücklicher oder verdeckter Weise oppositionell. Die SED-Führung reagierte mit massiver Austreibung dieser kritischen Geister. (Daran waren sehr viele Institutionen und Menschen beteiligt.) Die Dichter, die blieben, entwickelten eine mehrfach kodierte, viel-

schichtig bedeutsame Formensprache, was sich u. a. am Modell einer „listigen Lyrik“ eindrücklich zeigen ließe. Hier aber interessiert nun das „unverdeckte“ Sprechen, der offene Ton, fordernd oder klagend, die Ausstellung von Leiden, Entfremdung, Fremdbestimmung im Namen humanistischer Grundsätze, auf die man auch den Sozialismus verpflichtet weiß (wissen möchte), eine Kritik also, die Parteilichkeit nicht zu scheuen braucht und Brechts Votum im Expressionismus-Streit begriffen hat. Der sah „das Niedersäbeln des Expressionismus mit Unwillen“, weil er – zu Recht – fürchtete, „daß da Befreiungsakte an und für sich niedergedrückt werden“ sollten. Aber das war 1938, und vierzig bis fünfzig Jahre später stellt sich die Frage, ob das Bestehen auf „Ausdruck“ noch angemessen ist. (Schon Bertolt Brecht hatte es so diffizil wie gründlich relativiert.)

Der pathetische Ton, der in fast allen Gattungen und bei fast allen Dichtern in der DDR vorkommt, hat sein gutes (oder: schlechtes) Recht: Er meldet mit Kraft und Überzeugung poetisch Widerstand gegen eine Welt an, die Leiden zufügt, aber Frei-

heit, Emanzipation und Selbstbestimmung verheißt hat. Friedrich Schiller (Über das Pathetische): „Bei allem Pathos muß also der Sinn durch Leiden, der Geist durch Freiheit interessiert sein. Fehlt es einer pathetischen Darstellung an einem Ausdruck der leidenden Natur, so ist sie ohne ästhetische Kraft, und unser Herz bleibt kalt. Fehlt es ihr an einem Ausdruck der ethischen Anlage, so kann sie bei aller sinnlichen Kraft nie pathetisch sein.“

Wenn man so will, war die DDR-Situation besonders geeignet für den pathetischen Ton: Unterdrückung, Verfolgung, Einschränkung der Willensfreiheit und Lebens- wie Ausdrucksmöglichkeiten, Erziehung zur Doppelzüngigkeit, zu Ironie und Sarkasmus. Das alles war in der Ideologie nicht vorgesehen und deutet die Widersprüchlichkeit an, vor der sich (nicht nur) die Intellektuellen fanden. Viele von ihnen waren nicht bereit, auf die zugemutete Doppelzüngigkeit mit listigem Spiel, satirischen Überbietungen, ironischen Querschlägen einzugehen, sondern hielten sich an den Wortlaut der frühen Versprechen, einen anderen deutschen Staat unter der Losung des „Nie wieder!“ konkret realisieren zu wollen. Das war, was nicht immer wahrgenommen wurde, durchaus eine oppositionelle Geste und keineswegs so blauäugig, wie (z. B. Volker Braun) gern unterstellt wird. Friedrich Schiller dazu: „Die ästhetische Kraft, womit uns das Erhabene der Gesinnung und Handlung ergreift, beruht also keineswegs auf dem Interesse der Vernunft, daß recht gehandelt werde, sondern auf dem Interesse der Einbildungskraft, daß recht handeln möglich sei, d. h. daß keine Empfindung, wie mächtig sie auch sei, die Freiheit des Gemüts zu unterdrücken vermöge. Diese Möglichkeit liegt aber in jeder starken Äußerung von Freiheit und Willenskraft . . .“ (Über das Pathetische).

Die Darstellung des Leidens kann Schiller zufolge niemals Zweck der Kunst sein, und er hat sein Konzept des pathetischen Sprechens (des Erhabenen, des Tragischen) als Frage nach der Ausdrucksform entwickelt, welche der Widerstand gegen die Gewalt (der Lebensverhältnisse, der Politik, der Gefühle) ästhetisch-poetisch finden kann. Taktvoll setzt er eine gewisse Distanz zum Leiden voraus, damit es zur „sympathetischen“ Kunst-Äußerung kommen kann, denn „wirkliches Leiden gestattet kein ästhetisches Urteil, weil es die Freiheit des Geistes aufhebt“ (Vom Erhabenen). Der Widerstand aber äußert sich im pathetischen Ton: „Pathos muß da sein, damit das Vernunftwesen seine Unabhängigkeit kundtun und sich handelnd darstellen könne“ (Über das Pathetische).

Dem Gefühl der Ohnmacht und Begrenzung tritt im pathetischen Ton ein Widerstand entgegen, der im Gefühl einer Überlegenheit gegründet ist. Für Schiller ist das die Möglichkeit der Vernunft, sich das Sinnliche geistig zu unterwerfen – eine Argumentation, der die Gegenwart kaum zu folgen bereit sein dürfte, geht Schiller doch so weit zu erklären: „Aufopferung des Lebens in moralischer Absicht ist in hohem Grad zweckmäßig, denn das Leben ist nie für sich selbst, nie als Zweck, nur als Mittel zur Sittlichkeit wichtig.“ Und an anderer Stelle derselben Schrift (Über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen): „Übereinstimmung im Reich der Freiheit ergötzt uns unendlich mehr, als alle Widersprüche in der natürlichen Welt uns zu betrüben vermögen.“ Doch erhalten bleibt das pathetische Sprechen als Ausdruck einer Selbst-Gewißheit, die keiner Ableitungen bedarf, in sich selber seinen Grund findet, eine Selbst-konstitutive Rede, welche die Natur des Menschen darstellt, daß er die Natur zu überschreiten bereit ist.

## II. „Der verwundete Mensch“. Das Konzept einer proletarischen Tragödie

Es ist schlimm genug, daß dieses Sprechen von altersher stets an Bedrohungen und Untergangssituationen gebunden ist. Da im Sozialismus hierfür ideologisch kein Raum gegeben ist/war, hatte dort eigentlich auch das Pathos nichts verloren. Nicht nur die klassische Begründung von Tragik ist im Sozialismus obsolet geworden, überhaupt hat die Form der Tragödie dort prinzipiell ausgespielt, wo es überflüssig geworden ist, eine gesellschaftliche/weltanschauliche Sinngebung durch den (Opfer-) Tod von Held(inn)en zu erreichen (man vergleiche hierzu die Studien von Walter Benjamin und Peter Szondi). Im Christentum wie im Sozialismus kann

es entsprechend Tragik nur als Zitat geben, als Indiz für Ungleichzeitigkeiten, für nicht erreichte Entwicklungen. Die Ideologie eines notwendigen Untergangs ist nicht mehr begründbar, wohl als Übel von Übergangszeiten zitierbar (Wischniewski, Brecht, Piscator). Heiner Müller schreibt nicht „Optimistische Tragödien“ in diesem Sinne, kritisch wendet er die Tragik zur Groteske hin und zurück (Joseph Hanimann), „dekonstituiert“ die Tragödie, beendet (in „Mauser“) die These einer Übergangszeit, man habe den neuen Menschen herbeizutöten. (Erich Fried sarkastisch dazu: „Die Bösen werden geschlachtet/ Die Welt wird gut.“)

Andererseits versteht Müller einige seiner Werke als „proletarische Tragödie“, was gewiß als kritischer Einwurf gegen die sozialistische Verheißung einer Aufhebung aller Entfremdungen zu verstehen ist. In seiner Nachbemerkung zu „Wolokolamsker Chaussee“ (1987) stehen die etwas kryptischen Sätze: „WOLOKOLAMSKER CHAUSSEE ist nach GERMANIA und ZEMENT der dritte Versuch in der Proletarischen Tragödie im Zeitalter der Konterrevolution, das mit der Einheit von Mensch und Maschine zu Ende gehen wird, dem nächsten Schritt der Evolution (der die Revolution voraussetzt und Drama nicht mehr braucht).“

Nun zeigt eine weitere Bemerkung im Nachwort, daß Müller keine strenge Gattungsdiskussion im Sinne hat, mit der Bezeichnung „Trauerspiel“ vermutlich genauso einverstanden wäre. (Das Trauerspiel verzichtet auf den Nachweis von Notwendigkeit, stellt Untergänge „einfach so“ aus, als zu jeder Geschichte gehörig.) Müller: „Das Bild: der verwundete Mensch, der in der Zeitlupe seine Verbände sich abreißt, dem im Zeitraffer die Verbände wieder angelegt werden usw. ad infinitum.“

Dieses Motiv könnte auf ein abgeleitetes oder indirektes, sozusagen metaphorisch pathetisches Sprechen führen. Doch Heiner Müller begnügt sich nicht damit. Seine fünf „Szenen nach Motiven“ gehen entschlossen und provokativ auf die Frühzeit der Revolution zurück, buchstabieren sich zurück in jene heroische Phase, leisten Erinnerungsarbeit, vermutlich im Gefühl, daß hierzu ein letzter Moment gekommen ist, arbeiten also zugleich mit erborgtem Pathos: der Vergegenwärtigung von historischen Szenen und Entscheidungsmomenten, da Pathos als „gedeckte Sprache“, als Sprechen mit Körpereinsatz plausibel gemacht werden kann. Die „Russische Eröffnung“ (I) hebt als Hauptfigur den Kommandeur heraus, der einen Deserteur erschießen läßt, woran er zerbricht: „Und immer geht der Tote meinen Schritt/ Ich atme esse trinke schlafe nachts/ In meinem Kopf der Krieg hört nicht mehr auf/ Die eine Salve und die andre Salve/ Gehn zwischen meinen Schläfen hin und her . . .“

Die zweite Szene gehört der gleichen Zeit zu, die dritte („Das Duell“) thematisiert den 17. Juni 1953, die Niederschlagung des Aufstandes mit Panzern, den als Gespenst fortwährenden Stalinismus in der DDR: „Hab ich gesagt Stalin ist tot Heil Stalin/ Da kommt er das Gespenst im Panzerturm/ Unter den Ketten fault die Rote Rosa/ Breit wie Berlin Wir sind die Totengräber/ Jeder an seinem Platz im Leistungslohn/ Wir wissen wie man tafelt mit Gespenstern.“ Vielleicht ist dieser letzte Satz auch auf die Form zu beziehen: Müller arbeitet mit dem klassischen Blankvers und dem Tragödienmodell, das nach dem Sinn von Untergängen fragt, d. h. ihnen

mit hoher Kunstbemühung einen solchen unterlegt. „Ein Text“, sagt Müller im Gespräch mit Sylvère Lotringer (Berlin 1981), „hat zwei Übermittlungsebenen: eine ist Information, die andere Ausdruck.“<sup>1)</sup> Und er meint, daß die Unterdrückung von Information im Osten dazu geführt habe, daß auch die Ausdrucksebene dort als Informationsträger funktioniert.

Das hieße aber, daß die Erinnerung an Tragödie, mit dem provokativen Zusatz „Proletarische Tragödie“, die Wiederbelebung von antikem Pathos und dessen Projektion auf kommunistische Konterrevolutionen (z. B. den 17. Juni) als Kritik aktueller Politik und orthodoxer Geschichtsdeutungen verstanden werden können. Zugleich als Erinnerung daran, daß es „gedeckte“ Pathosrede gibt: Am Körper scheitern die Ideologien, war die antike Überzeugung. Müller findet die Körper nachgiebiger. Sein Gesprächspartner Lotringer beschreibt den dramatischen Gestus und Impetus, dem Müller unumwunden zustimmt: „die deutsche Geschichte bis auf die Knochen freilegen, um zu verhindern, daß in Schuld und Unterdrückung das Verbrechen überlebt“. In einer Anmerkung zu Teil III der „Wolokolamsker Chaussee“ freilich lenkt Müller auf das barocke Tragik-Modell zurück, das die Pathosrede der Verse mitinformiert: „Vielleicht ist der Bruch die Reife: Was nicht gebrochen wird, kann nicht geerntet werden.“ Ähnlich haben auch Volker Brauns frühe Dramen argumentiert.

Heiner Müller hat in seinem frühen Text „Mauser“, der die heroischen Parolen des Kommunismus zu Ende dekliniert, die Unmöglichkeit dargestellt, die klassische Position eines mit sich identischen Ichs und eines aus der Fülle sprechenden Subjekts zu behaupten:

*Denn unsers gleichen ist nicht unsers gleichen  
Und wir sind es nicht, die Revolution selbst  
Ist nicht eins mit sich selber,  
sondern der Feind mit Klaue und Zahn,  
Bajonett und Maschinengewehr schreibt  
in ihr lebendes Bild seine schrecklichen Züge  
Und seine Wunden vernarben auf unserm  
Gesicht.“*

Das Pathos der Selbstentfremdung im Geschäft des Tötens regiert diese Zeilen und das (auf Brechts „Maßnahme“ reagierende) Stück, die Absage an alle christliche wie „bürgerliche“ Humanität, ein Theorem, das von ursprünglicher (geschöpflicher) Gleichheit ausgeht. Das hohe Pathos steht hier noch in der Tradition der Tragödie und der Revolutionsbejahung, wobei Feind und Kämpfer immerhin durch das Verhältnis Wunde-Narbe verbunden

<sup>1)</sup> Heiner Müller, Rotwelsch, Berlin 1982, S. 78.

sind. (Man vergleiche auch Volker Brauns hochpathetischen Text „Material IV: Guevara“ in „Training des aufrechten Gangs“, 1979.) Das Pathos wird in Müllers Stück dann, anders als für die Tragödie üblich, von den Personen abgezogen und der Erzähler-Instanz übertragen, was die These vom Bruch als Reife vorbereitet; eine These, die irgendwann kein Pathos mehr gestatten wird. Neuere Texte jüngerer Autoren halten sich an die (auch Müllersche) Technik, der Tragödie ein Satyr-

spiel als Farce nachzuschicken. Am eindrucksvollsten in diesem Zusammenhang ist vielleicht Christoph Heins Parabelstück „Die Ritter der Tafelrunde“ (1989), das er selbst „Eine Komödie“ nennt; hier ist es dem Parlandoton überlassen, die ernstesten Themen „ins Museum zu schaffen“. In den letzten Zeilen kommt wieder Pathos auf, aber sozusagen abschließend: ARTUS (zu seinem aufmüpfigen Sohn) „Ich habe Angst, Mordret. Du wirst viel zerstören.“ MORDRET „Ja, Vater.“

### III. „Du willst es wissen zerschlagener Leib.“ Pathos der Verfolgung

Der November 1989 hat zum letzten Mal deutlich gemacht, wie ungleichzeitig die Situation der DDR war: zur Ideologie und zum eigenen Anspruch, zu den Bedürfnissen und Wünschen der Menschen, zu den realen Möglichkeiten, zu den Nachbarn, zur Geschichte wie zur Zukunft. Das hat auch die Literatur geprägt, selbst wo sie sich (fast durchgängig) kritisch-oppositionell begriff. Hier soll die These erwogen werden, ob nicht ein Wechsel der Töne angezeigt ist, und genauer: am Beispiel des pathetischen Sprechens, das — als ungleichzeitige Form — die gesellschaftlich-politischen-kulturellen Ungleichzeitigkeiten zu überholen/ zu überbieten sucht. Fehlt diese Herausforderung, so könnte doch wohl auch die poetische Sprache wieder weniger angestrengt daherkommen, so die Hypothese. Vermutlich wandelt sich die Sprache nun erstmal vom hohen zum niederen Ton.

Die frühe DDR-Literatur, zu einem guten Teil durch die zurückgekehrten Exilanten geprägt, hat mit Recht in der Verfolgung Andersdenkender ein zentrales Thema gefunden (Bruno Apitz, Anna Seghers, Günther Weisenborn, Bertolt Brecht u. a.), und fast immer ging es um die Verfolgung durch den Nationalsozialismus. Das Modell aber reichte weiter und war ja auch im Zusammenhang der Politik der Einheitsfront (nach 1935) im humanistisch inspirierten antifaschistischen Widerstand (Ernst Toller, Friedrich Wolf, Arnold Zweig, Klaus Mann u. a.) entwickelt worden. So wurde das Aushalten von Verfolgung, der Widerstand gegen Terror und Unterdrückung bald auch ein „Modell“ von dissidenten Autoren in der DDR, früh schon bei Johannes Bobrowski oder Peter Huchel, in den siebziger und achtziger Jahren dann fast allgemein.

Die Absicht dieses Beitrags ist nicht historisch, sondern eher formsemantisch orientiert: Wie begründet sich pathetisches Sprechen aus der Verfolgten-Situation? Mit der optimistischen Perspektive: auch

diese Quelle von Pathos sei nun hoffentlich bald versiegt.

Pathos konstituiert Georg Wilhelm Friedrich Hegel zufolge den heroischen Helden und zeigt an, daß die Fähigkeit zum Widerstand und Widerspruch den Individuen noch nicht ganz ausgetrieben ist, daß der Bruch, der sie Ernte werden läßt, noch nicht stattgefunden hat. „Die Individuen dieses Pathos sind weder das, was wir im modernen Sinne des Worts Charaktere nennen, noch aber bloße Abstraktionen, sondern stehen in der lebendigen Mitte zwischen beidem, als feste Figuren, die nur das sind, was sie sind, ohne Kollision in sich selbst, ohne schwankende Anerkennung eines anderen Pathos und insofern — als Gegenteil der heutigen Ironie — hohe, absolut bestimmte Charaktere, deren Bestimmtheit jedoch in einer besonderen sittlichen Macht ihren Inhalt und Grund findet.“<sup>2)</sup>

Die Anlehnung an die Pathosrede der Tradition bedeutet so innerhalb der DDR-Literatur den Versuch, der täglich zugemuteten Selbstentfremdung, dem angesonnenen Selbstverrat eine Bestimmtheit entgegenzusetzen, und sei es als Zitat oder Geste, denn wo sollte die von Hegel gepriesene Festigkeit herkommen?

Das Pathos, mit dem Verfolgungen ausgestellt und denunziert werden, versucht, einen Teil der geraubten Menschenwürde wiederzugewinnen. Ein anrührendes Beispiel stammt von Rainer Kirsch. Sein Gedicht „Memorial“<sup>3)</sup> berichtet vom Freund Kostja, der in Moskau 1976 auf der Straße erschlagen wurde. Aber wie kam er dahin? 1952 hatte er eine Bemerkung gegen Stalin gemacht, wurde zu fünfundzwanzig Jahren verurteilt, saß fünf davon ab und war danach kaputt. Das Gedicht ist vom

<sup>2)</sup> Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Ästhetik*, Berlin 1955, S. 1082 f.

<sup>3)</sup> Rainer Kirsch, *Kunst in Mark Brandenburg. Gedichte*, Rostock 1988 und München 1989, S. 24 f.

Dezember 1982 und erschien 1988, ein Indiz dafür, daß es um mehr als ein Porträt ging. Es endet: „Jeder Mensch vorm Galgen/ Sagte mir Kostja, oder sagte wer wem/ In Moskau oder sonstwo, überschätzt/ Für eine knappe Frist das Weltinteresse/ An seiner Luftröhre.“ Das ist, nimmt man die Information durch die Ausdrucksform hinzu, weniger resignativ, als es klingt: Immerhin ist diese Überschätzung für jeden („vorm Galgen“) konstitutiv; so kommt es zur erhobenen Stimme.

Gabi Kacholds Schreiben ist ganz von diesem Impetus getragen, sich das Selbst nicht abnehmen zu lassen, auch durch die Einweisung ins Gefängnis nicht. Ihr Knast-Text ist einer der intensivsten im unlängst erschienenen Band „zügel los“: „mir ging es um die Wahrheit, die ich getan, gesagt, gespürt hatte, meine Wahrheit, die ich immer wieder schützen mußte vor Verzerrung, Umdeutung, sie von mir selbst wegführende Interpretation, die Wahrheit, um die ich stritt, um mich schlug, um die ich bissig und böse werden konnte.“<sup>4)</sup>

Ein so direkter, sozusagen kratzbürstiger Widerstand ist nicht ganz üblich; oft zeigen die Zeugnisse schon an, daß die Zerstörungen, wie geplant, die Personen erreicht haben. Jürgen Rennert etwa landete für Jahre in der Psychiatrie. Seine Gedichte sprechen in dunklen, oft hermetischen Bildern vom zugefügten Leiden, dessen Ausstellung gleichwohl noch pathetisch heißen darf, hat sie sich doch das Wissen vom Unrecht, also Recht, nicht austreiben lassen. Ein entsprechender Zyklus „Closed. Station 4 B, Griesinger“ beginnt:

*Die riegellosen Gitter,  
Durch die ich tags, nachts seh,  
Verriegeln die Gewitter  
In mir und lassen Schnee  
Sanft falln auf meine Zweige  
Und Äste, die ich hab.  
Wenn ich auch falle, steige  
Ich doch hinauf hinab.  
Die Pfleger machen Späße  
Und schneiden dem ins Haar,  
Der sich nicht wehrt. Gefäße  
Sind wir für das, was war,  
Was aus uns werden wollte . . .  
Die Pfleger machen Spaß,  
Ich bin die eingerollte  
Fahne aus Glück und Glas.<sup>5)</sup>*

Die Erinnerung an das, „was aus uns werden wollte“, trägt den (pathetischen) Vorhalt in diesen

Versen, daß man zum Pflegefall geworden ist, eine äußerste Konsequenz im Pathos der Verfolgung. Zumeist setzt das „vorher“ an und ein, bevor das Ich zur Strecke gebracht ist (was bei Rennert zum Glück auch nicht der Fall ist) – etwa mit Hilfe von historischen Miniaturen, die bezüglich genug gesetzt sind. So vergegenwärtigt ein großes Gedicht von Volker Braun die Situation Walter Benjamins in den Pyrenäen: „der Leib zwischen Rebstöcken/ Schwer atmend, das Herz/ Kämpft, der kritische Augenblick:/ Wenn der Status quo zu dauern droht.“<sup>6)</sup>

Dasselbe Material, die Erinnerung an die Verfolgung der Exilanten in Südfrankreich 1940, hat Christoph Hein seinem Kammerspiel „Passage“ (1987) zugrunde gelegt. Es arbeitet, was den Gattungstitel rechtfertigt, mit leisen Tönen, verzichtet anscheinend auf das Pathos des Stoffs, das auch zu oft bemüht wurde, unwirksam geworden sein dürfte. Sein Schluß ist fast grotesk, übersteigt allen Trostlosen Realismus, überbietet ihn mit einem Bild, das beherzt aus den historischen Zusammenhängen aussteigt und ein ganz eigenes Pathos bei sich führt. Beim verfolgten jüdischen Offizier Hirschburg taucht im südfranzösischen Grenzort sein ehemaliger Fahrer mit einigen Gefährten auf: fünfzehn alte Juden „mit langen Kaftanen, mit schwarzen Hüten, mit Schläfenlocken“, die so unangefochten bis an die Grenze gekommen sind. Hirschburg bricht mit ihnen auf. Das Bild der sechzehn alten Juden appelliert an die altjüdische Fabel von den sechzehn Gerechten, auf denen die Rechtfertigung der Welt ruht. So ist auch deutlich: Sie werden über den Berg kommen. Das Pathos liegt in dieser Öffnung hin zu einer fast kosmischen Dimension, was Hein klug in eine Theaterszene zurückbindet: Die anderen warten an den offenen Fenstern, ob die sechzehn durchkommen. Kein Schuß fällt, kein Hund schlägt an. Heins Taktgefühl hält die Form intakt: Hohes Pathos verfällt, wo keine Aussicht eröffnet wird. Wichtig ist auch, zum Beispiel beim Benjamin-Stoff, daß die historische Dimension nicht eingezogen wird. Andererseits kann eine Provokation gerade von der Gleichsetzung mit jenen Zeiten der Verfolgung ausgehen. Lutz Rathenow arbeitet damit, wenn er die Mauer und den Schießbefehl als Ghetto-Situation abbildet:

#### *Im Ghetto*

*Als wir an die Mauer stießen, merkten wir wieder,  
wo wir waren. Nach drei Stunden ängstlichem Warten  
entschlossen wir uns und gingen einfach los. Die  
Sonne stand hoch am Himmel, die Scheinwerfer*

<sup>4)</sup> Gabriele Kachold, zügel los. Prosatexte, (Außer der Reihe, hrsg. von Gerhard Wolf), Berlin-Weimar 1989, S. 57 ff.

<sup>5)</sup> Jürgen Rennert, Hoher Mond. Gedichte, Berlin 1983, S. 62.

<sup>6)</sup> Volker Braun, Benjamin in den Pyrenäen, in: Der Stoff zum Leben 1–3. Frankfurt 1990, S. 73 f.

waren ausgeschaltet und die ersten Kugeln der Pfosten trafen uns. Sofort. 7)

Wichtig, damit das Pathos der Verfolgung „greift“, ist, daß die Überlagerung der Situationen stimmt, daß der Leser zustimmen kann. So hat Ralph Grüneberger 1989 ein lakonisches Gedicht geschrieben, das auf dem plötzlichen Abholen basiert, und ich zweifle, ob die (unterstellte) Gleichsetzung Gestapo—Stasi so spät noch aufgeht:

*Stilleben*

*Da liegt das Buch  
Auf dem Tisch  
Mit breiten Flügeln*

*Das Buch  
Das er las  
Bevor sie ihn holten. 8)*

Die Verspätung ließe sich auch gegen Christoph Heins Roman „Der Tangospieler“ einwenden, sozusagen ein Böll-Roman der spätachtziger Jahre.

Und auch die Ironie des Zeilenbruchs tut dem Pathos Abbruch, etwa bei Volker Braun: „Ich bleib im Lande und nähere mich im Osten./ Mit meinen Sprüchen, die mich den Kragen kosten/ In anderer Zeit: noch bin ich auf dem Posten.“<sup>9)</sup> Die Verfolgung muß wirklich oder sympathetisch erlebt, zugefügt, ja spürbar sein, damit die Pathosrede uns anrührt. Eines der aktuellen Beispiele ist das Blutbad auf dem „Platz des Himmlischen Friedens“ (Tiananmen) in Peking 1989, wo sich Hunderttausende von Demonstranten versammelt hatten. Volker Brauns Gedicht „Tiananmen“ bezieht dieses Massaker auf entsprechende Möglichkeiten in der DDR, was 1989 genug Aktualität und Brisanz bot; in seinem Text heißt es: „Von den leeren Tischen/ Erheben sich die offenen Fragen/ Meine Zweifel sitzen im Panzerwagen/ Und kreisen in meinem Fleisch Meine Angst/ Hängt mich auf am Brückengeländer/ JETZT BIST DU DRAN/ Das Gehirn auf das Pflaster geschlagen/ Lirum larum WER VIEL FRAGT/ Bekommt viele Antworten . . ./ DU WILLST ES WISSEN zerschlagener Leib.“

#### IV. „Das eigene Herz durchbohrt.“ Pathos der Untergänge

Zum pathetischen Sprechen ist, wie gesagt, erforderlich, daß noch einige Kraft erhalten geblieben ist; es gibt Beispiele, etwa in der rumäniendeutschen Literatur, in der Zerstörungen so weit gegangen sind (anrührender Fall: Anemone Latzina), daß ein widerstehendes Sprechen nicht mehr möglich ist. Kann es das geben, ein pathetisches Sprechen aus Untergängen heraus?

Die Situation in der DDR war nicht ganz der in Rumänien vergleichbar, die Stasi nicht mit der Securitate. Schwerer als die direkte Verfolgung wog wohl deren Einwirkung auf das Selbst. Davon handeln viele Texte, zuletzt auch Christa Wolfs umstrittene Erzählung „Was bleibt?“ Der Entschluß Christa Wolfs, einen „wüsten“ Tag der DDR-Vergangenheit von vor zehn Jahren, die sehr bald „unaufhaltbar im Strom des Vergessens abtreiben“ würde, zu vergegenwärtigen, schließt die Bereitschaft ein, das eigene, zeitlich gebrochene Erleben mit auszustellen, auch — und vielleicht gerade — wo es krude und unpoliert, unberaten, ja pathetisch (und von

heute aus gesehen: übertrieben selbst-bezüglich) ist. So ließe sich das Ich, das da erzählt, als Fall betrachten, über den, wem es Spaß macht, zu Gericht sitzen darf: aber doch nur im Wissen, daß er die Autorin dabei neben sich findet, die das Verfolgten-Pathos aufruft, um sich von ihm verabschieden zu können.

Ein Gedicht von Jürgen Rennert geht darauf ein, was passiert, wenn jemand „durchs Tabu geht“, also die Grenze des Erlaubten überschreitet, und zugleich sich die damit gepaarte Angst, „den Kehrhauch der Begierde“, nicht zugibt. Rennerts Bilder sind hochpathetisch, getragen von der Erfahrung „vielfältiger“ Untergänge. Die zweite Strophe von „Ich ging“ lautet:

*Wer durchs Tabu geht, ist die Nadel,  
Die ihm das eigne Herz durchbohrt. In flachen  
Und luftverglasten Kästen alle Arten  
Vielfältiger Falter. Die Entsetzensschreie,  
Perlmuttern schillernd, flattern ins  
Lautlose Schwarz umbauten Lochs. Wer durchs  
Tabu geht, ist der Staub, zu dem, nur zart  
Von Hauch und Hand berührt, zerfällt,  
Wer seine Angst, den Kehrhauch der Begierde,  
Hermetisch in den Schlaf verschloß. 10)*

7) Lutz Rathenow, Zangengeburt. Gedichte, München 1982, S. 46.

8) Ralph Grüneberger, Stadt Name Land. Gedichte, Halle-Leipzig 1989, S. 45.

9) Volker Braun, Das Leben, in: Langsamer knirschender Morgen, Halle-Leipzig 1987, S. 46.

10) J. Rennert (Anm. 5), S. 75.

Die Erfahrung eines gebremsten Lebens, wie Volker Braun noch recht zurückhaltend formuliert, findet immer wieder zum pathetischen Ausdruck, der schließlich nur die Alternative kennt, „ins Dunkle zu fliehn“ (Richard Pietraß „Tod im Meer“) <sup>11)</sup> oder „unter der Sonne der Folter“ zu leben (Heiner Müller, Volker Braun, nach einem Motiv von Antonia Artaud). Der Widerspruch erfolgt im Namen des offiziell behaupteten, gleichwohl ad acta gelegten Humanismus. Die Verzweigung des Menschen führt zum Pathos des Grotesken, das die Entgrenzung des Menschlichen denunzierend abbildet. Ein Meister grotesker Gedichte in diesem Sinne ist Richard Pietraß, man vergleiche etwa „Das Abendmahl“. Konsequenter setzt er die „Zerfleischung“ als Folge von Gehorsam ein, aber die ironisch-satirische Sprechhaltung wird von Bitterkeit und Sarkasmus überlagert, der pathetische Ruf „Wer merkt mir noch den Menschen an?“ bestimmt vor allem die Lektüre des Texts:

#### *Zerfleischung*

*Wozu, Gott, mich den Hunden vorwerfen? Selber zerrei ich mir Lippen, die Zunge, das Wangenfutter, wie Butter den Menschen-, den Schwanenhals, die Zehen mit Nägeln und alles, was mein ist. Die Zeigefinger: abgebissen. Die Füße: Flossen des Pantoffeltiers. Hurtig, hurtig schaffen wirs; im Fleischwolf des Golfs ins Neckar-, ins Neandertal, die Leiter hinunter ins Diluvial. Wer merkt mir noch den Menschen an? Verzweigt! Hinab! zum Urozean! Selbst trag ich meine Scherblein herbei. Plustre dich, Urhenne, krache, Urei!*<sup>12)</sup>

Auch das im Expressionismus beliebte Muster der Opheliade wird neu aufgenommen, den Verhältnissen angepaßt: „Ins Wasser ging, die man nicht gehen ließ“, beginnt das „Ophelia“-Gedicht von Pietraß, mit der bösen Schluzeile: „Es hielt sie, da sie reglos trieb, nichts auf.“

Unter dem Namen Peter Schode hat Lorenc im Winter 1988/89 auf das Verbot der progressiven russischen Zeitschrift „Sputnik“ durch die DDR-Behörden reagiert. Er schrieb eine Folge von Gedichten, die alle „kaputt“ im Titel führten und privat recht weit verbreitet wurden. Eines davon, „kaputt VI“, lautet:

*bei uns nix personen kult  
nix massen repressalien*

*nur ein person kult  
nur einzel repressalie  
immer nur ein per son ein zel*

Hier wird nicht das Russisch Gorbatschows, sondern das Russisch Stalins gesprochen. Daß es Gründe für eine so böse Lyrik gab, sprechen die Gedichte immer wieder an. Unter dem Titel „Sklavensprache“ etwa Elke Erb 1980:

*Die Hände, die gestreichelt haben, kann man ruhig abhacken. Das ändert nichts, denn sie würden das Streicheln nicht lassen, und es führt zu nichts Gutem. Man kann sie aber auch fesseln, und die Person, der sie gehören, folgt ihnen nach bis in die finsterste Zelle.*<sup>13)</sup>

Ein Gedicht mit ebenfalls pathetischen Groteskmotiven, etwa dem der abgehauenen Hand, das Sigmund Freud zufolge (der an Wilhelm Hauff erinnert) „etwas ungemein Unheimliches an sich“<sup>14)</sup> hat. Streicheln steht hier für Kommunikation, Zuwendung, vielleicht sogar Schreiben, jedenfalls für ein unaufgebbares Humanum. Der Text widerspricht der Drohung mit dem einfachen „das ändert nichts“, ist nicht bereit, sich auf groteske Zumutungen, etwa Zerstckelungen des Subjekts, einzulassen, zieht das Gefängnis vor, hält (pathetisch) am aufklärerischen Versprechen des nicht-zerstckten Leibes fest.

Es gibt viele weitere groteske Motive, die mit oft verquerten Bildern (Katachresen, Hyperbeln, Oxy-mora) emphatisch die Wirklichkeit denunzieren. Harald Gerlach z. B. arbeitet mit dem Bild der Flaschenpost und zunächst durchsichtiger Metaphorik: „Wir richteten uns ein/ auf lange Fahrt in der verkorkten/ Flasche: mit der knappen Luft,/ der unruhigen Lage. Ab ging die Post.“ Die Einsicht wächst, daß es um Betrug ging: „Keine Küste, der wir zutreiben. Kein/ Schiff, dem wir begegnen./ Wer äußerte zuerst den Verdacht, wir/ seien keine Botschaft mehr?“ Gerlach übertreibt die Möglichkeiten seines Bilds, um die Wahrheit anzudeuten: „das Glas kommt auf uns zu“. Zugleich hält er an der Information des Bildes fest, daß es keinen Subjekt-Akt der Befreiung mehr gibt: „In die Wüste geschickt/ aus Wasser, wir fahnden/ nach einer Klippe, daran/ zu zerschellen.“<sup>15)</sup>

<sup>13)</sup> Elke Erb, Vexierbild, Berlin-Weimar 1983, S. 57.

<sup>14)</sup> Sigmund Freud, Das Unheimliche. Studienausgabe, Bd. IV, Frankfurt 1970, S. 266.

<sup>15)</sup> Harald Gerlach, Nachricht aus Grimmelshausen. Gedichte, Berlin-Weimar 1984, S. 79; vgl. auch Wolfgang Hilbigs Gedicht ‚gleichnis‘ in: ders., abwesenheit. gedichte, Frankfurt 1979, S. 42.

<sup>11)</sup> Richard Pietraß, Spielball. Gedichte, Berlin-Weimar 1987, S. 17; auch in: ders., Was mir zum Glück fehlt, Frankfurt 1989, S. 76 f.

<sup>12)</sup> Richard Pietraß, Freiheitsmuseum. Gedichte, Berlin-Weimar 1982, S. 66.

Das Bild des Zerscherbens bestimmt vielfach auch die Lyrik der Töpferin Christiane Grosz, doch anders als bei Peter Rühmkorf („Was klirren so muntere Scherben/ in meiner Bessemer-Brust?!“) eher angstbesetzt<sup>16)</sup>. Grotesk ist die Verwandlung in Puppen (man vergleiche E.T.A. Hoffmann und Freuds Bemerkungen dazu), vielleicht von der Mittelzeile her organisiert: „Wir wünschten aus unseren Nähten/ Zu gehen“. Das Gedicht „Die alten Puppen“ bildet die erzwungene Unselbständigkeit ab, die Folgen der Bevormundung, die bis in den Körper reichen; es beginnt: „Es ist leicht einen Fehler zu machen./ Plötzlich fällt man vornüber./ Die Sägespäne im Bauch, eine eingenähte/ Raschelnde Unruhe./ Wir müssen warten./ Bis man uns hebt./ Bis man uns setzt./ Bis man uns einen Bissen/ Zum Munde reicht.“<sup>17)</sup>

Ähnlich redet Wolfgang Hilbig's Titelgedicht „abwesenheit“ vom „stolz der zerstörten“<sup>18)</sup>, was eine pathetische Formel ist in jenem genauen Sinne, daß die Ausdrucksform, die hohe Sprache, gegen die Mitteilung — „eine restlos zerbrochne sprache“ — gehalten werden kann und dieser hinzugedacht werden muß. Die erste Strophe schon entwickelt widersprüchliche Sprachgesten, wie sie zum Pathos des Untergangs gehören: „wie lang noch wird unsere abwesenheit geduldet/ keiner bemerkt wie schwarz wir angefüllt sind/ wie wir in uns selbst verkrochen sind/ in unsere schwärze“. Eine groteske, zugleich sehr genau treffende Formel baut das Gedicht auf:

der eigenen Abwesenheit nachlaufen. Ein anrührender Schluß begrenzt auch das Pathos: Die Kraft reicht sozusagen nur mehr zu jenem Nachlaufen, was immerhin gestisch gegen die Selbstaufgabe steht, aber wie depraviert schließlich: „so wie uns am abend/ verjagte hunde nachlaufen mit kranken/ unbegreiflichen augen“.

Vielleicht müßte man auch die Form der Elegie mitnennen, die in der DDR-Lyrik seit Anfang eine große Rolle spielt, bei Bertolt Brecht und Stephan Hermlin, Wulf Kirsten, Karl Mickel, Heinz Czechowski bis hin zu den Jüngeren. Den Ton gibt vielleicht Czechowski an, in seinem Gedicht „Ich und die Folgen“, das Trauer und Pathos exemplarisch verbindet: „Ich/ Bin verschont geblieben, aber/ Ich bin gebrandmarkt:/ Mein bärtiges Kindergesicht/ Verleugnet die Weisheit/ Der toten Geschlechter.“<sup>19)</sup> Czechowskis große Elegie „Auf eine im Feuer versunkene Stadt“ ist Titelgedicht eines eigenen großen, mit Zeichnungen von Claus Weidendorfer ausgestatteten Bandes geworden<sup>20)</sup>. Auch die Elegie weiß sich dem Untergang zugehörig, redet von ihm, steht vor ihm, überläßt sich dem Pathos des letzten Worts, etwa bei Uwe Kolbe: „Ein letztes Gedicht“, das beredt die fehlende Sprache beschwört, in Formeln, die das zugleich belegen wie widerlegen, um fürs Pathos, das Lebenwollen, die paradoxe Lösung anzubieten: „muß bloß noch/ die Sprache gebären, darin er dann lebt“<sup>21)</sup>.

## V. „Ich will sichtbar sein.“ Das Pathos des Ich

Bei Wulf Kirsten, Wilhelm Bartsch und Richard Pietraß findet sich ein Gedichttypus, der auf derselben grammatischen Figur aufgebaut ist (die Gedichte lassen sich als Intertexte verstehen): der Verselbständigung von Infinitiven, dem Verschwinden des Subjekts aus der Grammatik, keiner ist, der die Tätigkeiten noch flektieren könnte. Das Titelgedicht „Spielball“ von Richard Pietraß beginnt: „Die Andengletscher mit Ruß einstauben/ Ihr Schmelz-

wasser in die Wüste schnauben/ Ins Auge des Sturmes Splitter säen/ Dem Meer eine Ölhaut überziehen/ Silbernadeln in Hagelwolken speißen/ Blitze hindern niederzuschießen . . .“<sup>22)</sup> Die Verselbständigung der Tätigkeiten gegen ihre Urheber, die nicht mehr als Subjekte, allenfalls instrumental vorkommen, das ist gewiß ein kulturkritisches Motiv. In der DDR gewinnt es eine zusätzliche Schärfe, war Subjektivität doch verpönt, höchstens als „Faktor“ zugelassen, war dem Ich doch aufgegeben, sich ins Wir aufzuheben, ließ sich etwa eine abweichende, kesse (Taugenichts-)Haltung nur von einem toten Edgar Wibeau mit Stimme aus dem Jenseits vertreten.

So ist es durchaus eine oppositionelle Geste, laut als ‚Ich‘ zu sagen, Uwe Kolbe ist dafür das spre-

<sup>16)</sup> Vgl. Christiane Grosz, Scherben. Gedichte, Berlin-Weimar 1982.

<sup>17)</sup> Christiane Grosz, Blatt vor dem Mund. Gedichte, Berlin-Weimar 1983, S. 46.

<sup>18)</sup> Vgl. W. Hilbig (Anm. 15), S. 49.

<sup>19)</sup> Heinz Czechowski, An Freund und Feind. Gedichte, München 1983, S. 108 f.

<sup>20)</sup> Ebd., S. 20 f.; ders., Auf eine im Feuer versunkene Stadt. Gedichte und Prosa 1958–1988. Auswahl und Nachwort von Wulf Kirsten, Halle-Leipzig 1990.

<sup>21)</sup> Uwe Kolbe, Bornholm II. Gedichte, Berlin-Weimar 1986, S. 78 f.

<sup>22)</sup> Richard Pietraß, Spielball. Gedichte, Berlin-Weimar 1987, S. 79 f.

chendste Beispiel. In seinem Band „Hineingeboren“ steht das Gedicht mit dem programmatischen Titel ‚Daß ich so bin‘ und der kessen Widmung: „allen mir ehemals Vorgesetzten/ zu freundlicher Erläuterung“<sup>23</sup>). Das „ehemals“ kündigt prometheisch allen Gehorsam auf, wie auch die ersten Strophen auf die Gestalt des unbotmäßigen Kulturbringers verweisen (können):

*Ich wölbe mir den Himmel  
Mehr schlecht als blau  
Ich warte*

*Meine Ruhe währt  
Einige Jahrtausende schon  
Ich schöpfe Poesie*

*Ich finde mich in die Welt  
Wie sie nicht ist  
Mit Gesang*

Eigentlich deutet sich hier eine Haltung an, die übers Pathos hinaus ist, und die neueren Texte Kolbes realisieren diese Sprechweise auch kaum noch. Gleichwohl ist die betonte Ich-Setzung noch als emphatische Geste zu verstehen, die zentralen Zeilen lauten: „Ich rufe nicht/ Ich folge nicht“. Der Verzicht auf eine Botschaft ist die Begründung für die Unfolgsamkeit. Mit Brecht ließe sich sagen: kein Führer, keine Angeführten. Das große Gedicht „und nichts geschieht“ aus dem gleichen Band läßt sich freilich gehen. Die ersten Zeilen lauten: „meine nerven sind angespannt wie saiten die falschen/ am falschen ort“. Die Nötigung, stets wieder mit dem Modell einer listigen Lyrik arbeiten zu müssen, Wünsche und Regungen nur der Form übertragen zu können, führt zu einer Explosion. Am Anfang heißt es noch: „ich geh in die brüche ein inmitten der gedichte ja klar/ hier ist es wieder so zwischen der zeile und/ der ich will nicht in der sprachlosigkeit den wichtigsten/ gedanken wissen.“ Dann beginnt eine anaphorische Reihung von etwa 100 Mal „ich will“, mit Versen wie „ich will sichtbar sein in diesem glashaus/ ich will nicht/ ich will daß alle wollen/ ich will kampf/ ich will uns schützen vor uns selbst/ ich will zu hassen vermögen/ ich will zu lieben vermögen.“ Die angestrenzte Geste zeigt, wie sehr sich das Ich in dieses (fast besoffen machende) Sprechen finden muß, zugleich, wie kindlich-entschieden es diesen Fund festhält und nicht preiszugeben bereit ist.

Diesen „emfatischen“ Ansatz hat Kolbe auch in seinen „lässigeren“ Texten nie ganz aufgegeben und verweist in seinem „Gedicht, worum es mir geht“ (in „Bornholm II“) auf den Widerstand des Gedichts

gegenüber „den beiden deutschen Übersprachen“. Auch leistet er sich darin das Pathos der Kontrafaktur, etwa der Internationale („Wacht auf, Verdammte dieser Erde, die stets man noch zum Hungern zwingt“). Die Mittelstrophe bei Kolbe lautet:

*Inmitten des Eunuchenpacks Bescheidener,  
der Selbstaufgeber, dieses blauen Volks,  
die Heimat predigen: Gewissen,  
mit Namen brüderliches Zweifeln,  
das schwarze, glänzende Blatt, das aufweht  
als Hinsehn, Sprechen, Lachen derer,  
die stets man noch zum Kühlschrankfüllen zwingt.*

Die Entschiedenheit, mit der in der DDR-Lyrik der achtziger Jahre das Ich hervorgekehrt wird, hat politisch-gesellschaftliche Gründe genug, kann sich zugleich „listig“ auf das Erbe-Theorem berufen, schließt an die Sturm-und-Drang-Hymnik des jungen Goethe und die vor zweihundert Jahren schon einmal aktuelle Selbsthelfer-Pose an. Volker Brauns Gedichtband mit dem pathetischen Titel „Training des aufrechten Gangs“ (1981) wird mit dem Text „Statut meiner Dauer“ eröffnet, das in Ton und Aussage auf Goethes Prometheus-Hymne zurückgreift. Es beginnt provokativ genug:

*Endlich gehe ich daran  
Mir eine Satzung zu geben  
Um meine Irrtümer zu begründen.*

*Meine Organisation ist öffentlich  
Und gedenkt nicht unterzutauchen.*

Gegen Schluß heißt es:

*Ich kenne kein Protokoll und keine Chefs  
Ich nehme keine Befehle entgegen  
ich folge dem gemeinsamen Ratschluß meiner Glieder.*

Selbst ein Text wie „Das gebremste Leben“, der schon viel mehr auf die Ohnmachtserfahrungen des einzelnen zu sprechen kommt, redet doch keß von einer Flucht „in die bessere Steinzeit“ und arbeitet mit provokanten Zeilenbrüchen, die Mehrfachlesungen erlauben bzw. nahelegen:

*Geh deiner Wege  
Weil du es kannst.  
Ich weise mich selber aus  
An der Grenze*

*Unseres Witzes  
Mit meinem Gelächter  
Meiner sträflichen Liebe  
Meiner frischen Tat.<sup>24</sup>*

<sup>23</sup>) Uwe Kolbe, Hineingeboren. Gedichte 1975–1979, Frankfurt 1982 und Berlin–Weimar 1980, S. 34 f.

<sup>24</sup>) V. Braun, Langsamer knirschender Morgen (Anm. 9), S. 42 f.

Auch Heinz Czechowskis Rückzug auf das Ich ist emphatisch-oppositionell gemeint und gibt dies gleichfalls durch den Bezug auf Goethes Prometheus-Hymne zu erkennen. Sein großes Gedicht „Was mich betrifft“ (in „An Freund und Feind“) endet mit den Versen:

*Daß ich nicht kriechen kann  
Und meine Farbe nicht wechseln*

*Je nach Belieben,  
Ist auch eine Gnade, für die ich*

*Niemand zu danken habe,  
Außer mir selbst.*

Auch Czechowskis Geste des Widerrufs (vgl. „Widerruf“) geht vom pathetischen Ansatz aus, bis zum letzten Atemzug sich treu bleiben zu wollen/ zu können: „So widerruf ich, vergeblich./ Doch noch das Vergebliche/ Will ich widerrufen./ Denn ich kann nichts tun außer tun.“ Gabi Kachold, die nur „irgendeine Ungehaltenheit“ zu Papier bringen möchte, hebt dann doch die Bedingungen hervor, damit „wir uns selbst gebären“ können, u. a. Handlungs-, Denk- und Redefreiheit: „zur redefreiheit gehört die tatkraft sich den gängigen sätzen zu entziehen“<sup>25</sup>). Pathosbegründend wiederum das Bekenntnis zu „unserer potenten kraft“, mit dem wichtigen Zusatz freilich, daß es einem Mißbrauch gleichkäme, diese in Protest und Widerstand zu verschleifen. Zu solcher Haltung haben sich freilich die DDR-Autoren nicht freiwillig entschlossen.

Wie schwer es ist, bei seinem Ich zu bleiben, es semantisch, grammatisch als Subjekt zu erhalten, zeigt ein Text von Stefan Stein, der das Theorem vom exemplarischen Ich auf- und angreift. Wiederum leistet er das durch einen formalen Hinweis.

Wenn Volker Braun und Heinz Czechowski noch kritisch-gläubig auf die Hymnik des Sturm-und-Drang zurückgriffen, so stellt Stein nun die Balance-Schwierigkeiten des anaphorisch gesetzten Ich aus. Die Anapher schreibt das gleiche Wort in den Zeilenanfängen vor (man vergleiche das Kolbe-Gedicht). Stein zeigt nun, was das Ich alles dafür übrig hat, um sich in seiner Anfang-Stellung zu behaupten. Das Gedicht ist in Anlehnung an einen Aktivisten mit einem sprechenden Personennamen „Anton Zacksack“ benannt; es beginnt:

*Ich stimme dagegen.*

*Ich stimme dafür. Ich nicke beifällig.*

*Ich stimme an. Ich stimme ein.*

*Ich stimme.*

*Ich stimme ab und zu.*

Das Gedicht stellt im folgenden die Sprachgesten aus, die gleitende Übergänge für die Umorientierung des Ich ermöglichen, es also vom Dagegensein zum Dazugehören führen können. Aus anstimmen, einstimmen, abstimmen, zustimmen wird die ambivalente Haltung erbaut: „ich stimme ab und zu“. Aus ähnlichen „Verwechslungen“ wird der Schluß vorbereitet; da heißt es: „ich klatsche minutenlang stark./ ich bin stark.“ Oder: „ich bin bewegt. ich bewege mich.“ Am Schluß heißt es sarkastisch: „ich höre nicht auf. ich höre zu./ ich gehöre dazu“<sup>26</sup>). Richard Pietraß, Christa Wolf und vor allem der Volksmund haben diese Haltung als „Wendehals“ charakterisiert. Doch das Gedicht geht über die moralische Wertung entschieden hinaus und hebt damit hervor, wieviel Kraft dazu gehört, sich in einer verwüstenden Sprachlandschaft das (lutherisch trotzig) Ich — auch mit Hilfe der Einsinnigkeit des Pathos — zu erhalten.

## VI. „Das schreiende Amt.“ Pathos der Dichtung

Es leuchtet ein, daß „bei dergestalten Sachen“ die Dichter ihr Amt hoch einzuschätzen geneigt sind. Hierfür gibt es eine alte Tradition, die bis auf die Prophetenrolle im Alten Testament oder das Rauen der delphischen Pythia zurückreicht: Dichtung als Wahrspruch. Die Expressionisten haben sich dieser Auffassung ebenso gern bedient („Wir sind die verheißen Erhellten/ Von Messias kronen das Haupthaar umzackt“) wie Rainer Maria Rilke, Hugo von Hofmannsthal, auch Stefan George und die Seinen. In Sammlungen junger Lyrik begegnet uns diese hohe Meinung bis heute. Zu einem erheblichen Teil ist sie als eine Reaktionsbildung auf die gesellschaftliche Marginalisierung von Dichtung im Laufe des 19. Jahrhunderts zu beschreiben. In der

DDR hat die pathetische Auffassung von der Dichtung und dem Amt des Dichters einen bedeutsamen Halt in dem Gewicht, das dem Gegenwort, dem Widerspruch, Einspruch, Zuspruch des Dichters zukommt. Auch hat die Tradition dieser Art Verkündungspoetik seit den dreißiger Jahren (man denke an den Kreis um „die Kolonne“) dort kaum einen Bruch erfahren, blieb die poetische Moderne weitgehend ausgesperrt. Das alles trug dazu bei, daß es immer wieder zu pathetischen Selbstbestimmungen kam und kommt, die — das ist unsere tragende These — so konkret und vielfältig historisch-ideologisch fundiert sind, daß sie nun, nach 1989, vermutlich reformuliert oder gar aufgegeben wer-

<sup>25</sup>) G. Kachold (Anm. 4), S. 114.

<sup>26</sup>) Stefan Stein, *Baukasten. Gedichte*, Halle-Leipzig 1983, S. 25.

den müßten. (Bert Papenfuß-Gorek drückt sich weniger gewunden aus: „das wort soll lottern.“<sup>27)</sup>)

Pathetische Sprechweise also setzt dagegen (was Papenfuß zitierend beibringt): Das Wort soll lodern. Sei es auch an taube Geschlechter gerichtet (Peter Huchel, Elke Erb), es muß seine Wahrheit (die unterstellt wird) ausschreien. (Es ist deutlich, daß längst nicht alle zitierten Autoren diese pathetische Auffassung mitmachen, man denke an Kolbes Absagen.) Ein Gedicht, in dem alle Elemente pathetischer Poetik versammelt sind, stammt von Wolfgang Hilbig:

*bewußtsein*

*im namen meiner haut  
im namen meiner machart  
im namen dieses lands  
wo die sorge sich sorglos mästet  
im namen welches zerrissnen  
namens den sich heimlich  
die liebespaare zuflüstern  
im namen welcher unerlaubten schmerzen  
die verwirrung in worte zu kleiden  
hab ich das schreiende amt  
übernommen.<sup>28)</sup>*

Das stellvertretende Reden, das geheime Wissen, die Pose des Schmerzensmannes und die Vollmacht zu gültiger, rücksichtsloser Rede sind zentrale Motive der Dichter-Pathetik. Die Einziehung der ästhetischen Distanz gehört gleichfalls dazu, die (romantische) Illusion — vor allem in der Naturlyrik bis heute gepflegt —, unmittelbar mit Poesie auf die

Wirklichkeit einwirken zu können. Hilbigs Gedicht „die namen“<sup>29)</sup> beginnt:

*schreiben bei gewitterlicht  
und traum im halbdunkel die schlecht  
erkannten wörter entfesseln sich  
wollen hinaus in die nässe wie  
regen die erde verändern*

Vorsichtiger ist das Bekenntnis zur Dichterrolle dort ausgesprochen, wo ihr weniger zugetraut, also weniger zugemutet wird. Pathetisch kann eine entsprechende Poetik dennoch heißen, wenn sie traditionelle Motive nachbuchstabiert. Richard Pietraß trägt in sein Gedicht „Gesang“<sup>30)</sup> zunächst kaum distanzierende Motive ein (sie folgen gleichwohl am Schluß des Gedichts); es beginnt:

*Nicht wie der Buffo, im Bretterstaub stehend  
Sondern wie die Lerche im Aufflug, im Niedergehen.  
Kein Papagei sein, der in Medien prahlt  
Sondern die Stunde verkünden, unbezahlt.*

Die Besonderheit der Literatur in der DDR (eingeschränkte Distribution, eingeschränkte Rezeption, mithin kontrollierte Produktion) verleitet gewiß zum Rückgriff auf ungleichzeitige poetologische Konzepte. Jürgen Rennert hat sein Dichten als „seltsames Singen“ gefaßt. „Nie besser als / Mit dem Messer an der Kehle, / Nie freier als / Mit gefesselten Händen und Füßen . . .“<sup>31)</sup>. Das leitet schon zur grotesken Fassung von Widersprüchlichkeiten hinüber, womit der prophetische Ton freilich verlassen wird.

## VII. Pathos: Anwalt des Lebens?

Der pathetische Ton gehört zu den Äußerungsformen von Jugend, Kraft, Widerständigkeit, Mitteilungswillen, ein gewisser Überschwang, die Verbindung mit Körpergesten, die Bereitschaft, für seine Worte einzustehen, das alles prädestiniert die emphatische Redeform für jugendliche Bekenntnisrede. Das trifft die Liebe und die Natur, die Freundschaft, das Denken, Singen, Spielen, Dichten, kurz: das Leben. Ein sehr charakteristisches Beispiel: das frühe Gedicht „Anspruch“ von Volker Braun<sup>32)</sup>, darin heißt es:

*Kommt uns nicht mit Fertigem. Wir brauchen Halb-  
fabrikate. Weg mit dem Rehbraten — her mit dem*

*Wald und dem Messer. Hier herrscht das Experiment und keine steife Routine. Hier schreit eure Wünsche aus: Empfang beim Leben.*

Mit diesen Sprachgesten wird (Ende der sechziger Jahre) das aufmüpfige Lebensgefühl einer jungen Generation angedeutet, die sich durch das grundsätzliche Einverständnis mit dem Sozialismus gesichert meint, an eine Evolution des Systems glaubt. Ungleichzeitig ist der Text in mehrfacher Hinsicht: Er stellt, literaturhistorisch gesehen, ein Einholmanöver der Literaturrevolution um 1910 dar, den Versuch, an die „Weltsprache der modernen Poesie“ anzuschließen, was in der DDR obsolet war. Zweitens überrascht die Blauäugigkeit, mit der keß behauptet wird, man könne seine Wünsche ausschreien, die Vorstellung, der einzelne könne seine Bedürfnisse mit Aussicht auf Erfolg anmelden: „Hier wird Neuland gegraben und Neuhimmel angeschnitten — / Hier ist der Staat für Anfänger, Halbfabrikat auf Lebenszeit.“ Das immerhin zu ei-

<sup>27)</sup> Bert Papenfuß-Gorek, dreizehntanz, Berlin-Weimar 1988, S. 183.

<sup>28)</sup> W. Hilbig, abwesenheit (Anm. 15), S. 37.

<sup>29)</sup> Ders., die versprengung, S. 32.

<sup>30)</sup> R. Pietraß (Anm. 22), S. 26.

<sup>31)</sup> J. Rennert (Anm. 5), S. 9.

<sup>32)</sup> Volker Braun, Gedichte, Frankfurt 1979, S. 7.

nem Zeitpunkt, da die „Ankunftsliteratur“ (Ankunft im sozialistischen Alltag) schon längst problematisiert war, in vielen Erzählungen und Dramen Widersprüche voll sichtbar wurden. Den frohgemut pathetischen Ton werden wir wohl der Jugendlichkeit der Sprecher zugute halten müssen.

Das gilt bis heute. In den „Gedichten junger Leute“, etwa der Sammlung „Offene Fenster 8“<sup>33)</sup>, geht das Liebesgedicht einer Siebzehnjährigen von dem bekannten Witz aus „Da muß doch noch was sein“; es beginnt: „Meiner Haarwurzeln Finsternis flüstert: Liebe./ Meiner Hüfte Zucker schreit: Liebe!/ In die Windungen der Zentrale ist graviert: LIEBE“ (Gundula Sell). In diesem Zusammenhang wird man keine originalen Tonlagen erwarten — das Gefühl weiß sich so wichtig, daß es seinen Ausdruck keiner besonderen Kontrolle unterstellt. Da kommt es, auch bei berühmten Dichtern, solange sie ganz jung sind, zu wehen Trostversen:

*Lob mit Narzissen deine Kraft  
Ende bin ich deines Flüchtens  
Und Bruder jeder Einsamkeit.*

Ein Ende solcher zu einem guten Teil selbstverliebten Rhythmen kommt in Sicht, in denen die pathetische Geste als Geste gewußt und ausgestellt ist. Uwe Kolbe: „Wieder flüchte ich hin/ In zarte Arme, gehalten zu sein/ Leugne dies grobe Gespaltensein./ Nehm einen Menschen zum Sinn.“<sup>34)</sup>

Pathos begründet sich gelegentlich auch als Selbstanrede, als Zuruf an die Neigung, sich fallen zu lassen; etwa in die Verlorenheit des gleichgeschlechtlichen Eros. Das Titelgedicht von Thomas Böhme „Die schamlose Vergeudung des Dunkels“ setzt in dieser Weise pathetische, d. h. selbst-konstitutive Redeweisen ein:

*wieder und wieder fühlst du dich fallen  
und aufgefangen wie du dich selber umarmst . . .  
da ist doch die schützende milde der nacht,  
die dich aushält in deiner maskierten verlorenheit,  
da ist doch das dunkel der büsche und bögen.*<sup>35)</sup>

Vermutlich kommt keine Generation ohne Pathos aus, ohne die Setzung des eigenen Werts und Maßstabs, ohne die Aufkündigung des Generationenvertrags, ohne den direkten Rückgriff auf das Gefühl von Lebensstärke und entsprechend vollmundiges Reden. In der DDR hat das eine besondere Bedeutung erlangt, weil die (politische) Kriminalisierung von oppositionellen Gesten, Reden, Haltungen sehr weit ging, die Sanktionen besonders scharf waren. So hat Gabriele Kachold viele Jahre

im Gefängnis zubringen müssen, weil sie zum Einlenken auf offizielle Doktrinen und Redeformen nicht bereit war. Ihr Text „an die 40jährigen“ ist in diesem Sinne pathetisch, läßt sich nichts abdingen, greift zum hohen Ton der Verkündigung, des Manifests, nimmt die Sprecherrolle ein, fast die Haltung des Weissagens; er schließt: „wir sind die generation zwischen einer generation, wir stehen zwischen zeiten, regeln, empfindungen. wir sind die zwittergeneration, wir sind ein zwittergeschlecht. wir sind unser eigenes geschlecht, in jedem geschlecht begegnen wir uns selbst, die lust ist unser faden. Uns bindet keine moral, keine mündigkeit, uns trennen nur wir selbst. wir befruchten uns selbst, wir kastrieren uns selbst, wir treiben uns selbst zum orgasmus. wir brauchen euch nicht, denn ihr lebt ohne uns, wir sind die fruchtlos, sinnlos nachgeborenen. aber, übersehen könnt ihr uns nicht, überleben könnt ihr uns nicht, vernichten könnt ihr uns nicht und: vergessen könnt ihr uns nicht. denn wir sind euch eine andere form von hoffnung.“<sup>36)</sup>

Die Tonart ist sozusagen dem Expressionismus entlehnt, die Sätze sind aber viel radikaler, konkreter, deutlich auf Verweigerung gestellt, in die Situation einer zum Untergang verurteilten DDR gesprochen. Vermutlich könnten sie so jetzt nicht mehr wiederholt werden. Und vielleicht muß man zur Bestimmung der pathetischen Redeweise die Bindung an den Moment hinnehmen, von welchem gelöst sie nurmehr als Zitat und letztlich hohl erscheint. Das gilt auch für die gern pathetisch eingesetzten Hoffnungszeichen wie Jugend, Natur, Gesang, Aufbruch, Poesie usw.: Ihr Pathos ist an den Kontext gebunden, der gerade in der DDR-Situation mit großem Takt gehandhabt werden mußte — die Marge für dergleichen Zeichensetzung war ja sehr schmal geworden. Dafür abschließend einige Beispiele.

Ein Meister des Zitats erhabener (barocker) Bildtraditionen ist Thomas Rosenlöcher, und der Übergang zu einem pathetischen Stil ist schnell erreicht. Etwa wenn in seinem letzten Lyrikband, „Schneebier“<sup>37)</sup>, ein gestufter Himmel in über zwölf Zeilen aufgebaut wird, mit „Zackenrändern“, „Strahlenbündeln“ über mehrere „Himmelsetagen“, „Posaunen“, „ein Riesenaufstand“ („Die Landschaft mit der kahlen Stange“). Aber vorher gab es die kahle Stange in der Landschaft, die ungestalte Röhre: „Das war der Beitrag meiner Zeit./ Was sollten da der Bilder Zeichen?“ Das Fetzen Blau, das dann ein Umdenken einleitet, tritt als ein Stück Wirklichkeit syntaktisch ins Gedicht, breitet sich darin aus, bis hin zur versuchsweisen Nachgiebigkeit des melancholischen Ich: „daß ich meine Arme./ hoffen zu

<sup>33)</sup> Offene Fenster 8. Gedichte junger Leute. Berlin 1985, S. 42.

<sup>34)</sup> Uwe Kolbe, Abschiede und andere Liebesgedichte, Frankfurt 1983 und Berlin-Weimar 1981, S. 77.

<sup>35)</sup> Thomas Böhme, Die schamlose Vergeudung des Dunkels. Gedichte, Berlin-Weimar 1985, S. 83.

<sup>36)</sup> G. Kachold (Anm. 4), S. 81.

<sup>37)</sup> Thomas Rosenlöcher, Schneebier. Gedichte, Halle-Leipzig 1988, S. 9f., 31f.

dürfen können glaubend, hob./ ein Komma winkend zwischen Horizonten.“ Die Weise, wie sich hier das lyrische Ich als Interpunktion in wirklich wahrgenommene Horizonte einträgt, ist so vorsichtig, daß sie das Pathos der Himmelswahrnehmung austariert.

In seinen neueren Blütenbaum-Gedichten geht Rosenlöcher noch weiter. Im Gedicht „Das Schreckensbild“ führt der Spaziergang über mehrere zehnzeilige Strophen hinweg durch eine verwüstete Landschaft, nur das Gehen selber gilt noch als Indiz dafür, „daß sich alles fände“. Der Kirschbaum, der plötzlich auftaucht, wird mit allen Mitteln pathetisch-hoher Lyrik vergegenwärtigt; einige Zeilen:

*Denn vor mir stieg, mein rundes Staunen füllend,  
ein Chaos auf, ein wildgehäuftes Duften,  
gleichviel vom Sog des aufgeschmolznen Himmels  
und Erdfeld angezogen: Schwerelos.  
Und sonder Zwischenraum, indes doch Bienen  
ins schneebedeckte Innere einflogen,  
da sich das Weiß ins Weiß hob ohne Laut,  
und oben aus dem Blütengletscher noch  
ein Zweig auffragte, seltsam bittend (. . .)*

Die Ästhetik bzw. Symbolik der Erhabenheit (Hegel) wird von Rosenlöcher noch weiterhin ins Spiel gebracht, wenn er die Wirkungsabsicht des Erhabenen strikt durchführt: Nach dem Muster der hebräischen Poesie ist das Prächtigkeit selbst negativ zu setzen, weil dafür kein adäquater und affirmativ zureichender Ausdruck zu finden möglich ist<sup>38</sup>). Entsprechend ist unsere Wahrnehmung nicht mehr, so die Pointe des Gedichts, auf einen blühenden Kirschbaum eingestellt. Das Ich in Rosenlöchers Gedicht begibt sich auf die Flucht: „beständig hinter mir/ das Schreckensbild des Kirschbaums, der da blüht“.

Das Formmotiv Pathos ist hier mit als Ausdrucksträger aufgenommen. Und so wird man auch den pathetisch orientierten Schluß von Volker Brauns preisgekröntem Text „Bodenloser Satz“ (1990) nehmen müssen, mindestens nehmen können<sup>39</sup>). Der Titel schon gibt den Widerspruch an, der die

sen Text aufbaut: Das Sprechen in Sätzen geht vom Vertrauen aus, daß ein Grund für Verständigung gefunden werden kann. Die scheint nun bodenlos geworden. Braun hat seinem „Satz“ ein Selbstzitat aus „Material V: Burghammer“ vorangestellt: „Der Weg voran führt einmal auf den Grund.“

Dieses nur zitatweise vergegenwärtigte Zutrauen ist nun in eine wütige Grabebewegung umgesetzt, die alles aufgräbt, nichts annimmt, nichts gelten läßt, nach den Fundamenten fragt und auch nach den Grabeaktivitäten, sozusagen ein letzter Versuch, den Sinnversprechen, die das menschliche Tun begleitet haben, nachzufragen – mit dem Risiko, sie notfalls zu begraben. Braun problematisiert dabei zunehmend diese Bewegung selber, das Abräumen der Landschaft und aller Lebensmöglichkeiten in der Moderne ist diesem Gestus geschuldet, den sein Satz mitgeht: „der harte Weg in die Tiefe, die eine Bewegung, die den Boden zerreißt“. Der Schluß ist auf einigen Widerrufen aufgebaut, die das hohe Pathos des Textes mittragen helfen: einer endlich „grundlosen“ Liebe; der Unmöglichkeit, die Natur ganz zum Erliegen zu bringen („Gräser mühsam blühend auf der Asche“); das Aufsprengen des Satzes, des syntaktischen Zwangs zur Einheit, zu einer Reihe von Parataxen. Zentral für den Schluß aber ist die sozusagen unwiderlegliche Geste: das liebende Paar, das durch ein ernstes Wortspiel und den Chorus mysticus von Goethe verstärkt wird. Klara geht auf Karl zu, „alle Härte war von ihr gewichen, und umarmte ihn endlich ganz ohne Grund“. So wäre die Liebe als Modell eines grundlosen Handelns der Halt der Bodenlosigkeiten, die der Text in pathetischer Dekonstitution vorträgt?

Volker Braun setzt hier einen Punkt hinter seinen Satz, beruft sich sozusagen auf die Unhintergebarkeit der liebenden Geste und bleibt bei dieser Auskunft, die ja in der Tat noch nirgends als Grund einer anderen Politik erprobt wurde. Sie ist, als grundlos, ohne Pathos gesetzt, und vielleicht bricht ja nun in der Nach-DDR-Literatur das Zeitalter grundloser Dichtungen an, was den pathetischen Ton zum Sonderfall (nicht mehr zur Regel) werden ließe. Es würde auf freundlichere Verhältnisse deuten. Die lassen sich auf jeden Fall wünschen.

<sup>38</sup>) Vgl. G. W. F. Hegel (Anm. 2), S. 328.

<sup>39</sup>) Volker Braun, Bodenloser Satz, Frankfurt 1990.

## **Rainer Brämer/Ulrich Heublein: Studenten in der Wende? Versuch einer deutsch-deutschen Typologie vor der Vereinigung**

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 44/90, S. 3–16

Nach Ausweis einer im Frühjahr 1990 in beiden deutschen Staaten durchgeführten empirischen Erhebung ist im Bereich der Hochschulen die Ausgangslage für den deutsch-deutschen Vereinigungsprozeß u. a. durch die Existenz nicht unbeträchtlicher Unterschiede im Sozialtypus der Studierenden gekennzeichnet. Den Verhältnissen in der Bundesrepublik eher skeptisch gegenüberstehend, will speziell der ostdeutsche akademische Nachwuchs seine DDR-Identität sowie vor allem einige damit verbundene soziale Strukturelemente soweit wie möglich bewahrt wissen. Dem entspricht der Befund, daß sich DDR-Studierende durch eine deutlich höhere soziale Sensibilität, Hilfsbereitschaft und Gruppenorientierung auszeichnen als ihre bundesdeutschen Kommilitonen. Sie suchen stärker die Anerkennung und Zuwendung anderer und sind zugleich weniger durch individuelle Leistungs- und Karriereambitionen geprägt.

Auf kulturellem Gebiet offenbart der DDR-Intelligenznachwuchs vergleichsweise hohe Ansprüche, die er jedoch weniger in eigener aktiver Betätigung als auf rezeptive Weise zu befriedigen sucht. Eine besondere Rolle spielt hierbei die Beschäftigung mit Literatur. Aus der Art der bevorzugten Titel geht hervor, daß für die akademische Jugend der DDR das Lesen offenbar die Funktion eines oppositionellen Refugiums hatte. In der Umbruchphase verlagerte sich der Interessenakzent mehr und mehr auf die Aufarbeitung der Vergangenheit, während zugleich – und das gilt für fast alle Indikatoren der Erhebung – DDR-spezifische Orientierungen an Intensität abnehmen zugunsten einer – freilich keineswegs widerspruchsfreien – Öffnung gegenüber westlichen Werten.

## **Antonia Grunenberg: Das Ende der Macht ist der Anfang der Literatur. Zum Streit um die SchriftstellerInnen in der DDR**

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 44/90, S. 17–26

Der Streit um das Verhältnis der Literatur zur Macht ist unter dem Eindruck des Zusammenbruchs der DDR heftig entbrannt. Westdeutsche Kritiker werfen einigen SchriftstellerInnen aus der DDR ein allzu intimes Verhältnis zur Macht in der Vergangenheit vor, unter dem auch die Qualität ihrer Literatur gelitten habe. Die Ursachen für das familiäre Verhältnis vieler LiteratInnen aus der DDR zu SED und Staat liegen in der spezifischen Verarbeitung des Nationalsozialismus und in dem schwärmerischen Verhältnis zum sowjetischen Sozialismus. Literatur wollte und sollte Vermittlerin sozialistischer Utopie und anti-faschistischer Moral sein. In diese Rolle wurden die SchriftstellerInnen von der Literaturkritik und der Zensur gedrängt; aber auch die Leser erhofften sich oft Lebenshilfe.

Auf diese Weise wurde die Literatur zuerst zur affirmativen, dann zur kritischen Sinnverwalterin. Sie betrieb Fürstenaufklärung und Volksbelehrung. Dabei wurde die eigene, unverstellte Wahrnehmung der Realität durch die einzelnen SchriftstellerInnen oft durch die Loyalität gegenüber der SED blockiert. Ebenso wie der große Teil der Bevölkerung befanden sich auch SchriftstellerInnen in einem „Arrangement“ mit der Macht, aus dem sie sich nicht selbst befreien konnten, auch wenn sie sich im privaten Kreis kritisch äußerten.

Moralische Abrechnungen machen in dieser Situation wenig Sinn. Produktiver erscheint es, ein Gespräch zwischen Ost und West darüber zu beginnen, daß das Scheitern des Sozialismus nicht nur eine Niederlage ist, sondern auch Möglichkeiten neuer Freiheit der Wahrnehmung und des Denkens im schriftstellerischen Prozeß in sich birgt.

## **Alexander von Bormann: Lodern oder lottern? Vom möglichen Ende des pathetischen Tons in der Nach-DDR-Literatur**

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 44/90, S. 27–39

Untersucht wird, wieweit Pathos in der DDR-Literatur zu den Formen literarischen Widerstehens gehörte. Der pathetische Ton meldet mit Kraft und Überzeugung poetisch Widerstand gegen eine Welt an, die Leiden zufügt, aber Freiheit und Selbstbestimmung verheißen hat. Er bezieht sich auf Friedrich Schillers Satz: „Pathos muß da sein, damit das Vernunftwesen seine Unabhängigkeit kundtun und sich handelnd darstellen könne“. In mehreren Ansätzen wird die Literatur der DDR vor allem der achtziger Jahre auf diese Ausdrucksform hin befragt, mit der abschließenden Hypothese, daß nun vielleicht ein Wechsel der Tonarten zu erwarten ist.